

Henriette Kretz

Willst du meine Mutter sein?

Eine Kindheit
im Schatten der
Schoah





Sonderausgabe
für die Sächsische Landeszentrale für politische Bildung

2. Auflage 2015

© Druckerei & Verlag Hille

Aus dem Französischen: Juliane Hille

Layout und Satz: Franziska Leiste

Herstellung: Druckerei & Verlag Hille

Fotos im Bildteil: Henriette Kretz

Foto Henriette Kretz: Gabriele Seitz, Radebeul, www.gabrieleseitzfoto.de

Gedruckt auf Munken Print Cream 15

Printed in Germany

Henriette Kretz

Willst du meine Mutter sein?

Eine Kindheit
im Schatten der
Schoah

9	Vorwort
11	Prolog
13	Wojna! Wojna! – Krieg! Krieg!
24	Lemberg 1939
29	Es geht wieder los
45	Das Waisenhaus
57	Das Vorspiel
63	Die Überraschungsparty der Nazis
69	Die Gefangene
77	Im Ghetto
81	Die Waffenruhe
89	Das Versteck
97	Das Vorzimmer zum Paradies
101	Der Holocaust
113	Wer sind wir?
117	Die Befreiung
119	Und dennoch
126	Biografie/Zeitstrahl
141	Bildteil
153	Nachwort



Vorwort

Die folgende Erzählung erhebt keinen literarischen Anspruch. Es ist die wahre und ungekürzte Geschichte eines Kindes, das durch die von Menschen geschaffene Hölle des Rassismus gehen musste. Ebenso könnte es die Geschichte Millionen anderer Kinder sein. Was dieses Kind von ihnen unterscheidet ist, dass es überlebte.

Doch solange es irgendwo auf dieser Welt, in Kambodscha oder Chile, in Afghanistan oder Südafrika, wo auch immer, noch Kinder gibt, die ein ähnliches, wenn nicht gar das gleiche Schicksal erleiden müssen, wird dieses Kind aus der Vergangenheit wieder auferstehen und mit den Worten von Cayatte ausrufen:

„Wir alle sind Verbrecher!“

Prolog

Der Film war vorbei.

Die vierteilige Serie „Holocaust“ war auf den Kanälen des französischen, belgischen, holländischen und deutschen Fernsehens ausgestrahlt worden.

Mit einer Spur Ergriffenheit in der Stimme kommentierte der Sprecher den Film und ging dann zu den aktuellen Meldungen des Tages über.

Die Debatte hatte nichts Neues gebracht, trotz all der ausgewiesenen Experten und den Zeugnis gebenden Opfern, die vor dem Hintergrund verschiedener Fragestellungen miteinander diskutierten. Ist es wahr? Haben die Ereignisse so stattgefunden? Ist das möglich? Lügen, Übertreibung, Horror! Wir wollen davon nichts mehr hören! – Doch, wir wollen es wissen!! Und so weiter.

Unbefriedigt blieb ich mit meinen enttäuschten Erwartungen zurück. Tatsächlich war ich nicht viel weiter als am Tag zuvor und dem Tag davor, ja nicht viel weiter als vor 35 Jahren. Was war damals geschehen? Hat es Musia, das kleine Mädchen, tatsächlich gegeben? Und die Welt, die sie umgab, war sie real? Gleich einer Spinne in ihrem Netz taste ich mich langsam vorwärts. An einer Stelle ist der Faden gerissen. Da ist ein Loch, und irgendwie spüre ich, dass es zu den beiden abgerissenen Enden des Fadens gehört. Das, was war, und das was sein wird. Diese silbrige Spur ist aus demselben Stoff wie das schreckliche Chaos – Stopp! Was soll diese Möchtegernphilosophie, dieser Versuch einer literarischen Beschreibung? Und überhaupt, was mache ich hier mit diesem Blatt und dem Stift in der Hand? Ich möchte ZEUGNIS ABLEGEN. Vor wem? Vor mir! Vor Dir, Leser, wenn es Dich gibt. Vor Dir, Gott, denn ich bin gläubig. Davon erzählen, es aussprechen und hinaus-schreien. Mich überzeugen, die ganze Welt überzeugen.

Glaubt mir, ich denke mir das nicht aus. Es hat Musia gegeben, sie kann nicht tot sein, sie muss zurückkommen, sie... Oh weh, oh weh, das ist nicht, was gesagt werden sollte! – das sang schon François Béranger. So beginnt man nicht mit der Rekonstruktion der Ereignisse. Ich muss ruhig sein und objektiv. Fakten. Nur präzise Fakten. Zeuge, erheben Sie sich! Name, Vorname, Beruf, Alter, Familienstand. Name: irgendeiner. Vorname: der, den man mir geben möchte. Beruf: am Leben. Alter: fünfundvierzig Jahre. Familienstand: verheiratet. Zwei Kinder.

Was wissen Sie über den Holocaust?

Herr Richter, ich weiß nichts darüber. Aber wenn Sie sich die Mühe machen möchten, die Geschichte von Musia auf Seiten der Anklage zu lesen, bringt das vielleicht etwas Licht in diese düstere Angelegenheit. Meine Hochachtung, Herr Richter. Ich ziehe mich zurück.

„Wojna! Wojna!“ – Krieg! Krieg! ...

Die Stimme des Sprechers drang von weit her in Musias vom Schlaf benommene Sinne. Es tat gut, im großen wohlig-war-men Bett der Eltern zu liegen, und nur widerwillig und weil ihre Neugier geweckt war, nahm sie die seltsamen Worte auf. Was hatte das zu bedeuten? Sie öffnete die Augen ein wenig und wurde allmählich wach. Offensichtlich ereignete sich etwas Ungewöhnliches. Eine unbestimmte Angst lag in der Luft. Schatten tanzten an den Wänden, die Nachttischlampe flackerte, und aus dem Radio hörte Musia Worte, deren Sinn sie nicht verstand. Anders als ihr Vater, der, über den Apparat gebeugt, die Hand besorgt ans Kinn gelegt, aufmerksam zuhörte. Mutter packte Sachen in einen kleinen Koffer. Bunt durcheinander warf sie Socken und Unterwäsche hinein. Dabei sprach sie mit gesenkter Stimme und warf hin und wieder verstohlene Blicke in Musias Richtung.

„Au ja, wir verreisen!“ – „Nein, nur Vater muss weg. Weißt Du, Liebes, es ist Krieg. Vater ist Arzt, er muss gehen, um die Soldaten zu heilen...“. Die Stimme der Mutter entfernte sich. Arzt – heilen – vertraute, beruhigende Worte, die alles zurück in die gewohnte Ordnung brachten. Während ihre Gedanken noch um die unverständlichen Worte aus dem Radio kreisten, schlief sie allmählich ein.

Doch es war tatsächlich kein gewöhnlicher Tag. Es fing schon damit an, dass Helen Tränen in den Augen hatte, als sie Musia ankleidete. Außerdem bekam sie die Mutter kaum zu Gesicht. Und schließlich war da diese seltsame Anspannung, die überall zu spüren war, bei den Erwachsenen, den Kindern, ja selbst bei den Tieren.

Musia fühlte sich allein gelassen, ihre Welt auf den Kopf gestellt, und in ihrem Universum sah sie sich entthront, klein und unbedeutend. Auf einmal war ein Ereignis wichtiger als sie und beschäftigte die ganze Welt: der Krieg.

Instinktiv und aus einem unklaren Gefühl heraus spürte Musia in sich eine merkwürdige Unruhe aufsteigen, wie sie sie bisher noch nicht gekannt hatte.

Der Nachmittag verlief weniger aufregend. Vater war zurückgekehrt, und es wurde wieder ruhiger im Haus. Außerdem war er nicht allein gekommen. Er brachte verletzte Soldaten mit. Einen ganzen LKW voll. Sie waren überall: auf dem Sofa im Salon, im Esszimmer, in den anderen Zimmern, sogar in Helens Bett, das in der Küche stand. Nun stand Musia endlich wieder im Mittelpunkt. Nicht bei den Erwachsenen, die geschäftig zwischen den Verletzten hin- und hereilten, wohl aber bei den Nachbarkindern, die sich in ihrem Garten versammelten, um die Soldaten zu sehen. Auch Wacek war da. Wacek, den Musia bewunderte, weil es keinen Baum gab, auch nicht den höchsten, den er nicht erklimmte. Einmal hatte Wacek sie „Youpine“ genannt. Die Mutter erklärte ihr später, dass das eine Beleidigung war und verbot ihr, weiterhin in die Plantagen zu gehen; aber Wacek war, seitdem der Doktor ihn vom Typhus geheilt hatte, viel netter geworden. Er hatte Musia sogar ein paar von den heiß begehrten grünen Äpfeln geschenkt, die ihr, nachdem sie sie an ihrem Geburtstag heimlich gegessen hatte, schlimme Bauchschmerzen einbrachten. Sie durfte nichts essen und musste mit ansehen, wie es sich ihre an die zwanzig eingeladenen Gäste schmecken ließen.

Vollkommen überzeugt von der eigenen Wichtigkeit, führte Musia die anderen im Haus herum und gab komplizierte Erklärungen bezüglich des Gesundheitszustandes der Verletzten ab. Sie führte sie zu den leicht Verletzten, zu dem Mann mit der Beinverletzung, der auf dem Sofa im Salon lag, und sie war sogar so mutig, den gelben Vorhang anzuheben, der Helens Bett von der Küche

trennte. Dort lag der Schwerverletzte, und nur ihr Vater durfte zu ihm. Er lag ausgestreckt da, mit dem Gesicht zur Wand, sein Atem ging röchelnd und keuchend. Eine blutdurchtränkte Bandage war um seinen Rücken geschnürt. Er drehte sich nicht einmal um. Die Kinder wichen entsetzt zurück. Musia war klar, dass sie eine Grenze überschritten hatte, und demütig ließ sie die Ermahnungen und das strikte Verbot, sich nochmals der Küche zu nähern, von Helen und ihrer Mutter über sich ergehen. Das hätte sie sowieso nicht noch einmal getan.

Am nächsten Tag waren die Soldaten verschwunden. Nur der Mann mit der Beinverletzung, Zeuge ihrer Zurechtweisung, blieb noch. Als er gerade eine Injektion in den Oberschenkel verabreicht bekam, sah der Arzt, wie der Blick seiner Tochter neugierig auf das für einen Moment sichtbare Geschlecht des Mannes fiel. Sofort befahl er Musia, den Raum zu verlassen, und während der Mann, peinlich berührt, sein Hemd zurechtzog, lief Musia, zu Tode erschrocken, in den Garten. Doch sie war schon auf der Suche nach neuen Abenteuern, die auch nicht lange auf sich warten lassen sollten. Gegen Mittag war ein Surren vom Himmel zu hören. Rolf, der es zuerst bemerkte, begann zu bellen. Woraufhin die Hunde der gesamten Nachbarschaft einstimmten und die Leute auf die Straße gestürzt kamen. Anfangs war nichts zu sehen. Sie suchten den Himmel so intensiv ab, dass ihnen die Tränen kamen. Nichts! Doch dann entdeckten sie, einer nach dem anderen, den kleinen, sich schnell fortbewegenden weißen Punkt, sehr weit entfernt, im Blau des Himmels. Sie riefen: „Da ist er! Er kommt! Es ist ein Deutscher! Nein, es ist einer von uns.“. Ein weiterer weißer Punkt war zu sehen, er näherte sich dem ersten, und sie vollführten ein Ballett, das den Himmel auf seltsame Weise zerschnitt. Ein Dritter kam hinzu, dann ein Vierter. Das Surren wurde lauter, und die Punkte wurden zu kleinen weißen Flugzeugen, deren Flügel zu erkennen waren. Später erfuhr Musia, dass sie Zeuge eines „Luftkampfes“ geworden war. Ein weiterer Begriff, den sie

ihrem schon sehr durcheinander geratenen Vokabular hinzufügte. Sie mussten fort. Die Entscheidung war gefallen. Vater und Mutter hatten Musia die Gründe für die plötzliche Abreise ausführlich erklärt. Doch das Einzige, was sie verstand, war, dass sie alles zurücklassen sollte, was sie liebte. Das Haus mit seinen hellen Zimmern, den Garten, in dem Musia für ihr Leben gern spielte, die Felder und den geheimnisvollen Teich, in dem nie jemand badete, da, so erzählte man sich, der Blitz in das Wasser gefahren war. Zurückbleiben sollten auch der Landauer und das Pferd, das sie seit dem Tag abgöttisch liebte, an dem sie sich einmal unter das Tier hatte gleiten lassen, um seine schmutzigen Hufe zu reinigen. Das Pferd hatte die ganze Prozedur mit einer stoischen Ruhe über sich ergehen lassen und Musia war ohne den kleinsten Kratzer wieder hervorgekommen. Und dann Rolf: Rolf, ihr Freund und Beschützer. Tagsüber war er angebunden. Seine Leine war an einem Drahtseil befestigt, das durch den ganzen Garten reichte. Aus Sicherheitsgründen, denn er war riesig: Auf den Hinterbeinen stehend, reichte er dem Doktor, der über 1,80m groß war, bis zu den Schultern. Dieser Hund machte den Patienten Angst.

Sein Verhalten gegenüber Musia war freundschaftlich und überheblich zugleich. Gegen Abend, sobald er losgebunden war, stürzte er sich mit all seinem Gewicht auf, sie bis sie umfiel, um ihr daraufhin gründlich das Gesicht abzuschlecken. Sie flehte ihn vergeblich an, von ihr abzulassen. Auch ihn sollte sie nun zurücklassen. Der einzige Trost war die Aussicht, das erste Mal in ihrem Leben in einem Auto mitfahren zu können, und dass sie eine Gefährtin haben würde: Aline, denn auch der Notar hatte beschlossen, mit seiner Familie vor den Deutschen zu flüchten. Die Deutschen: Musia hatte schon von ihnen gehört. Sie erinnerte sich daran, wie ihre Mutter Kleider und Mäntel aussortiert hatte. „Für die deutschen Flüchtlinge“, hatte sie ihr erklärt. Da lernte Musia, dass es ein weit entferntes Land gab – Deutschland – aus dem ein böser König kleine Kinder vertrieb, und dass diese

Kinder Hunger leiden und frieren mussten. Warum wurden sie von ihm gejagt? Weil sie Juden sind.

„Was ist ein Jude?“

„Wir sind Juden.“

Die Mutter versuchte ihr in wenigen Sätzen das Judentum zu erklären, gab es dann aber angesichts des völligen Unverständnisses des Kindes auf. „Geh spielen, Kleine!“ Damit war die Sache abgeschlossen. Und jetzt brach das alles mit seiner ganzen Bedrohlichkeit wieder in ihr Leben ein. Die Deutschen kommen! Sie werden bald da sein. Schon hörten sie von weitem ein ohrenbetäubendes Grollen. Die Kanonen. Es war höchste Zeit zu fliehen. Im Salon nahmen die Eltern Abschied. Alle wichtigen Leute aus Iwaniska waren da. An erster Stelle der Baron Charicki, dessen Anwesen einige Kilometer stadtauswärts lag. Musia erinnerte sich noch immer gern an den Tag, als sie ihren Vater zum Hausbesuch ins Schloss begleitet hatte. Sie hatte im Landauer auf den Vater gewartet und beeindruckt beobachtet, wie vier kleine Baronessen die Außentreppen herabstiegen, im Gänsemarsch und nach Größe geordnet, weiß gekleidet, die Haare zum Zopf gebunden. Die klare Luft hatte in der Nase gepiekt, Sonne und Bäume sich auf den überschwemmten Feldern gespiegelt. All das hatte sich zu einem idyllischen märchenhaften Bild zusammengefügt. Hinter dem Baron stand der Polizeichef, begleitet von seinem deutschen Schäferhund, der einen Maulkorb trug, da er aufs Beißen abgerichtet war. (Er musste im Vorzimmer eingesperrt werden, da er sich schon einige heftige Kämpfe mit Rolf geliefert hatte). Auch der Apotheker war da, er war mit Yurechek gekommen, Musias großer Liebe. Sie waren ungefähr im gleichen Alter und unzertrennlich. Yurechek baute für Musia ihr zukünftiges Haus aus Holzresten und altem, zerbrochenem Geschirr. Und beschrieb ihr in leuchtenden Farben eine fantastische Zukunft aus Keksen, Bonbons und Karus-

sellen. Er versprach ihr zur Hochzeit einen großen weißen Schleier. So lang! Das polnische Wort für Schleier ist „Velon“. Und Yurechek, der einen leichten Aussprachefehler hatte, versprach ihr eine schöne, weiße „Melone“. Als die Erwachsenen das hörten, musste der arme Yurechek ihren von herzlichem Lachen begleiteten Spott über sich ergehen lassen, besonders laut lachte die Sekretärin des Bürgermeisters, eine recht mürrische Alte. Doch das hielt ihn nicht davon ab, Musia, die er seine „Puppe“ nannte, weiterhin den Hof zu machen. Doch Rache ist süß, und der Tag seiner Revanche sollte kommen. Eines Nachmittags saß die Sekretärin mit Musias Mutter beim Tee im Salon; sie war Juristin und beriet die Sekretärin des Öfteren. Yurechek spielte im Garten und stopfte sich die Taschen mit Regenwürmern voll, stellte sich dann extra vor das weit geöffnete Fenster, legte den Kopf in den Nacken und ließ sich die Würmer, so als wären es Spaghetti, in den Mund hängen. Die Sekretärin schrie laut auf und fiel in Ohnmacht. Der Vater, mitten aus einer Untersuchung gerissen, eilte sofort herbei und goss ihr mit einer Karaffe Wasser ins Gesicht, woraufhin sie wieder zu Bewusstsein kam. In dem folgenden Durcheinander gelang es Yurechek, unauffällig zu verschwinden. Von diesem Tag an war er für seine kleine Freundin ein unantastbarer Held, dessen Befehle Gesetz waren. Jetzt stand er, lauernd und halb versteckt, hinter seinem Vater und blickte zu Musia, die schon fertig für die Reise angezogen war und ihm verständnislose Blicke zuwarf. „Yurechek, warum kommst du nicht mit uns?“

Die Antwort war eindeutig. Er war Christ und hatte von den Deutschen nichts zu befürchten.

„Aber Aline ist doch auch Christin.“ „Ja, aber ihr Vater...“, Yurechek verstrickte sich in Erklärungen, wurde rot und sagte schließlich nichts mehr. Unter dem Drängen der Eltern verabschiedeten sich die Kinder widerwillig voneinander.

Den Tränen nahe, nahm sich Musia vor, die Zuneigung, die sie für Yurechek empfand, in Zukunft auf Aline zu übertragen. Sie

war zwar älter und etwas einfältig, aber als Mädchen würde sie Musia sicherlich besser verstehen können.

Der Fahrer wurde langsam ungeduldig und begann, mit Nachdruck zu hupen. Alle zwängten sich nun hastig in das Auto. Musia saß eingeklemmt zwischen Aline und Helen, die selbstverständlich mitkam. Die Eltern nahmen auf den vorderen Sitzen Platz, und das Auto setzte sich in Bewegung. Aline wies Musias Annäherungsversuche lustlos ab und verschanzte sich hinter einer Mauer von Schweigen. Auf der anderen Seite war Helen damit beschäftigt, einen Brief an ihren Verlobten zu schreiben, und ließ sich dabei auch nicht stören. Enttäuscht betrachtete Musia die vorüberziehende Landschaft und schlief, gelangweilt von der Monotonie der Felder und Birkenwälder, bald ein. Für Musia war diese Fahrt eine schemenhafte Abfolge zusammenhangloser und irritierender Bilder. Sie erinnerte sich später nur an die verschlossenen, misstrauischen Gesichter der Bauern, die ihnen widerwillig und für viel Geld einen kleinen Platz zum Schlafen auf ihrem Hof zur Verfügung stellten.

Noch während der Fahrt entschieden sich Alines Eltern, nach Iwaniska zurückzukehren, und die Wege der beiden Familien trennten sich. Musias Familie setzte ihren Weg fort, und in der folgenden Nacht fuhren sie durch einen dunklen und bedrohlichen Wald. Auf beiden Seiten leuchteten von Zeit zu Zeit Lichter auf, die zu tanzen schienen. Musia stellte sich einen Wald voller Feen vor. Später erfuhr sie von ihren Eltern, dass nur wenige Stunden nachdem sie den Wald passiert hatten, dort die blutigste Schlacht zur Eroberung Polens stattgefunden hatte. Was sie für Irrlichter gehalten hatte, waren die glühenden Zigaretten der polnischen und deutschen Soldaten, die zu beiden Seiten des Weges postiert waren und sich in der Dunkelheit für die jeweils eigenen Männer gehalten hatten.

Dann stand eine Stadt in Flammen.

Musia erinnerte sich vage an den Lichtschimmer, den das Feuer auf den Bahnhof von Wlodawa warf, wo sie und ihre Eltern zusammen mit etwa hundert anderen Flüchtlingen auf dem blanken Boden lagen und auf die Ankunft des Zuges warteten. Berührt von ihrem hungrigen Anblick, teilte ein junger Student sein Brot mit ihr. Dass es das letzte Stück Brot war, das er hatte, erfuhr sie erst später von der Mutter.

Lemberg 1939

„Mama, hier gibt es ja alles! Sieh nur, sie haben Brot! Und Fleisch! Fleisch!“ Die lauten Ausrufe des Kindes brachten die anderen Fahrgäste in der Straßenbahn zum Schmunzeln. Die beschämten Eltern versuchten die Euphorie ihres Kindes zu dämpfen, Musia sah durch die Scheibe die reich ausgestatteten Schaufenster der Geschäfte vorbeiziehen. Sie waren angekommen! Hier war vom Krieg nichts zu spüren. Alles war normal, und am Ende der Fahrt erwartete sie die versammelte Familie. Musia erinnerte sich noch gut an sie: Großmutter, die in einer dunklen Wohnung lebte, ausgestattet mit außergewöhnlichen Gegenständen, die nur zu besonderen Anlässen, und wenn man brav war, angefasst werden durften. „So wie Jacqueline und André“, sagte Großmutter dann und zeigte auf ein Foto an der Wand. Jacqueline und André, das waren Musias in Belgien lebende Cousin und Cousine. Die beiden hatten einen besonderen Platz in Omas Herzen. „Zu besonders“, fand Musia, eifersüchtig ob dieser Bevorzugung. Als Jüngste der Familie fiel es ihr schwer, ihren Platz mit diesen tugendhaften Wesen, die in einem Land des Überflusses lebten, zu teilen. Auch die Puppe, die die Augen schließen und „Mama“ rufen konnte – ein Geschenk ihres Onkels Oskar, dem Vater von Jacqueline und André – konnte ihre Eifersucht nicht mindern. Die Puppe sollte den Vormittag nicht überleben, denn Musia beschloss, sie zu operieren: Sie schnitt ihr den Bauch auf und demolierte anschließend den Kopf.

Sie schämte sich für ihr schäbiges Verhalten und fühlte sich von der Großmutter durchschaut: Der traute sie, seit sie einmal gesehen hatte, wie sie ihre Zähne herausgenommen hatte, um sie für die Nacht in ein Glas voll sprudelnder Flüssigkeit zu legen, auch ein wenig Hexerei zu.

Tante Malvina, eine runde und kurzatmige Person mit immer fröhlichem und wohlwollendem Gesicht, lebte mit Onkel Fred in einem wunderschönen modernen Haus. Der Sohn Arthur studierte Naturwissenschaften und hatte die schönste Schmetterlingsammlung, die Musia je gesehen hatte, und ein Skelett in seinem Zimmer. Tante Regina war groß, schlank und sehr vornehm. Ihre Wohnung grenzte direkt an die der Großmutter. Sie besaß eine große Anzahl weißer Mäuse und Meerschweinchen, welche sie für das Labor ihres Mannes züchtete, den Musia immer in seiner weißen Schürze und mit einer Spritze in der Hand von Käfig zu Käfig eilen sah. Und obwohl die kleinen Tiere eine große Anziehung auf Musia ausübten, mied sie sie wegen des starken Geruchs nach Chloroform, der in den Räumen hing. Was Onkel Pino betraf, den Ältesten der Brüder, ihn kannte sie kaum. Er war ein rundlicher Herr mit goldgeränderter Brille. Die Onkel Berke, Henri und Gustave waren für sie Namen ohne Gesichter, bis auf Letzteren. Er hatte einen wunderschönen vollen blonden Schnurbart und eine Tochter, Lucy, die Schönheit der Familie. Ihre großen blauen Augen strahlten vor Fröhlichkeit. Sie hatte blonde Zöpfe und um sich immer ein Gefolge von Jungen und Mädchen, die sie bewunderten. Für Musia war ihre Cousine ein nahezu göttliches Wesen, und sie verehrte sie mit fast schon religiösem Eifer.

Mit großer Herzlichkeit empfingen all diese Menschen Musia und ihre Eltern. In dieser freundlichen Atmosphäre und von allen liebevoll verwöhnt, lebte sie sich sehr schnell ein.

Der Sommer 1939 war schön und sonnig. Musia verbrachte einen Monat bei ihrer Großmutter mütterlicherseits, die eine Pension im schönen Ort B., nicht weit von Lemberg, betrieb. Sie gingen in dem das Anwesen umgebenden Wäldchen spazieren, sammelten Kiefernzapfen und ließen Schnecken über den heißen Sand kriechen, stopften sich mit Heidelbeer- und Erdbeerkuchen voll und lernten mit den von den polnischen Pensionsgästen nicht gern gesehenen sowjetischen Frauen Russisch sprechen. Abends

saß sie neben der Großmutter und lauschte den immer wiederkehrenden Geschichten über Großvater Henri, den sie zwar nie kennengelernt hatte, in dessen Andenken sie aber den Namen Henriette erhalten hatte. Dieser schöne Mann in der österreichischen Uniform war wie einem Roman entsprungen. Sein Foto zierte das Kopfende des Bettes. Sie betrachtete seine Kappe, seinen Säbel und seine weißen Handschuhe, die er lässig über die Knie gelegt hatte. Großmutter erzählte von ihrer Jugend in Wien, wie die jungen Mädchen mit ihren Begleitern wie Prinzessinnen zum Ball gingen; wie sie Großvater kennenlernte, vom Prater, von den Ausflugslokalen und natürlich vom Duell; dem berühmten Duell zwischen Großvater und einem unverschämten Hauptmann, der Großmutter beleidigt hatte und dies mit einer Verletzung am Bein bezahlen musste. Musia hätte sich ein dramatischeres Ende gewünscht, doch ihr Großvater blieb für sie auch so ein großer und legendärer Held.

Gegen Ende des Sommers, richtete sich Musias Vater mit seiner Familie in Sombor ein, einem Örtchen, etwa hundert Kilometer von Lemberg entfernt gelegen. Da sich dieser Teil Polens unter russischer Besatzung befand, erhielt er einen Posten als Direktor des Sanatoriums für an Tuberkulose erkrankte Kinder. Der Alltag der Familie fand in den normalen Rhythmus zurück. Musia bekam einen Wolfshund, der auf den Namen Mars getauft wurde. Er hatte ziemlich hundeuntypische Angewohnheiten. So ließ er ohne Protest jeden ins Haus, zahm wie ein Lamm. Nur wenn die Person das Haus wieder verlassen wollte, war das eine ganz andere Sache. Der Besucher, der sich in Sicherheit wog und der Tür näherte, sah sich auf einmal einem bedrohlichen und unpassierbaren Hindernis gegenüber, dem Zerberus Mars: Mit äußerster Gewissenhaftigkeit bezog er Stellung und trotzte allen Versuchen, ihn zum Weichen zu bewegen, eingeschlossen die Aussicht auf Leckereien. Sobald der Gast resignierte und beschloss, die Nacht im Haus zu verbringen, erhob sich Mars plötzlich – als wäre ihm

auf einmal etwas Wichtiges eingefallen – und ging davon. Aber es reichte ein Schritt in die falsche Richtung, und der Besucher fand sich wieder Auge in Auge mit dem bedrohlichen und unnachgiebigen Mars. Dieses Spiel ging solange, bis es für den Hund an Reiz verlor und er sich, als sei nichts gewesen, zu seinem wohlverdienten Nickerchen niederlegte. Das war der Moment, in dem sein Opfer auf leisen Sohlen aus der Tür schlüpfen konnte, fluchend und bis zum letzten Augenblick an seiner Freiheit zweifelnd. Doch lange konnte es dem Hund keiner übel nehmen.

Ein großes Ereignis stand nun in Musias Leben bevor. Sie kam in den Kindergarten. Dort beweinte sie das „Elend des russischen Volkes“, besang die „Errungenschaften der Revolution“ und lernte Stalin „unser aller Vater“, dessen Portrait die Wände zierte, zu verehren. Sie ersetzte Yurechek durch Zbignew, der für sie Melonenkerne aus dem Dorfladen klaute. Das war ein bei den Kindern sehr beliebter Sport: Wer morgens mit einigen Melonenkernen in der Tasche in den Kindergarten kam, war umgeben und bewundert von allen. Einmal versuchte es auch Musia. Sie ging an den Kisten mit der begehrten Ware entlang und griff beherzt hinein. Das Ergebnis war miserabel. Die Verkäuferin rief laut „Haltet den Dieb!“, und Musias zutiefst beschämte Mutter entschuldigte sich tausendfach und kaufte der Frau den kompletten Bestand Melonenkerne ab. Das reichte, um Musia das Stehlen, für das sie keinerlei Talent aufwies, endgültig zu verleiden.

Doch es fehlte ihr nicht an anderem Zeitvertreib. Mit ihren Eltern, oder besser gesagt mit ihrer Mutter und Helene, denn der Vater blieb die Woche über im Sanatorium, wohnte sie in einer Straße am Stadtrand. Hier waren die Häuser geräumig und umgeben von Gärten und Plantagen. Sie bewohnten eine Haushälfte, und in der anderen lebten die Besitzer, Herr und Frau Delkiewicz mit ihrem Sohn Antoine, einem Jungen von 16 Jahren, der pickelig und überheblich war. Sehr schnell machte er Musia zu seiner persönlichen Sklavin. Je nach Laune verdrehte

er ihr die Arme und machte sich über sie lustig, oder aber er ließ sie die Hasen füttern, die er im Hof hielt. Oh, die Hasen! Sie waren so kuschelig, und dann die langen Ohren und die kleinen bebenden Näschen, eine wahre Wonne für Musia. Es gab Albinos mit roten Augen, graue, ganz kleine und große..., kurzum, es war von allem etwas dabei. Von Zeit zu Zeit bekam Musia die Aufgabe, im dichten Gras die Kleinsten herauszusuchen. Schon bald war sie Teil der Familie Delkiewicz geworden. Sie sah Frau Delkiewicz beim Zubereiten der Marmelade zu, trank dabei Lindenblütentee, wobei sie sich ein Stück Zucker im Mund zergehen ließ, oder sie blätterte, auf Antoines Schoß sitzend, mit ihm im Familienalbum.

Manchmal bekam Antoine Besuch von jungen Mädchen. Dann wurde Musia ihm lästig, und er setzte sie einfach vor die Tür. Entrüstet bat sie ihn, sie nicht zu vertreiben, sondern höflich zu bitten, die Tür von außen zu schließen. Dann würde sie verstehen und von sich aus gehen. Antoine kam dieser Bitte nach, und ihre Ehre war wieder hergestellt. Unglücklicherweise musste Musia immer dann gehen, wenn es gerade anfang, spannend zu werden. Deshalb tat sie so, als hätte sie Antoines Aufforderung zu gehen nicht gehört, und machte sich ganz klein, um nicht bemerkt zu werden. Das gelang ihr natürlich nicht, und sie wünschte, sie müsste nicht diese verdammte „Tür von außen schließen“. Unterdessen war ihre Mutter, zunehmend misstrauisch und besorgt, zu dem Schluss gekommen, dass ein Jugendlicher nicht der richtige Umgang für ihre Tochter sei, und erlaubte ihr nicht mehr, ihn zu besuchen. Sie musste sich also andere Spielkameraden suchen. Und so schloss sie Freundschaft mit Danielle, der Tochter des Briefträgers, die in der Umgebung wohnte. Sie wurden unzertrennlich. Gemeinsam rollten sie über die Wiesen hinter Danielles Haus, suchten nach vierblättrigen Kleeblättern, die ihnen Glück bringen sollten. Musia lernte von Danielle, dass Kühe von Klee sterben können, dass Butter in flachen Schalen hergestellt wird und dass Schweine Kartoffelschalen über alles lieben. Im Gegenzug führte

Musia Danielle in die Welt der Mikroben ein und brachte ihr die Namen fürchterlicher und exotischer Krankheiten bei. Manchmal gingen sie zu den Fräuleins Sheffer. Wie man hörte, waren die alten Damen Lehrerinnen, die ursprünglich aus Deutschland kamen. Dort saßen sie dann in dem weiß gekalkten Raum voller schwerer alter Möbel und lauschten gespannt ihren fürchterlichen Geschichten, deren Schrecken allerdings dadurch gemildert wurde, dass durch das weit geöffnete Fenster strahlender Sonnenschein und das Gezitscher der Vögel zu ihnen drang. Ein andermal schlossen sie sich den auf der Straße spielenden Kindern an. Während eines Versteckspiels schaute Musia unvorsichtigerweise hinter einer Böschung hervor, und ein Stein, geworfen von einem der Kinder, landete mitten in ihrem Gesicht, nur wenige Millimeter neben ihrem Auge. Zwar nähte der Vater die Wunde mit einigen Stichen, doch eine Narbe behielt sie dennoch zurück. Nach diesem Vorfall fanden ihre Eltern und Helen, dass sie zu viele Freiheiten genoss, und nahmen sie intensiver unter ihre Obhut. Nun musste sie des Öfteren zu Hause bleiben, wo sie leichter zu beobachten war.

Bis dahin bedeuteten ihre Eltern für sie hauptsächlich Sicherheit und Geborgenheit, ein warmes und weiches Nest, das Schutz bot. Nun begann sie, sie intensiv zu beobachten. Ihren Vater sah sie nur selten. Er kam nur zwei- oder dreimal in der Woche nach Hause. Seine Schritte erkannte Musia schon von weitem, sie erinnerten sie an einen Reiher. Seine Umarmungen rochen nach Kampfer. Am Abend holte er manchmal seine Geige aus dem Schrank und spielte Bach. Sein meist ziemlich strenges Gesicht wurde weicher, und nachdem er sein Instrument wieder sorgfältig verstaut hatte, trocknete er heimlich seine Brille. Ein- oder zweimal besuchte Musia mit ihrer Mutter das Sanatorium. Es war ihnen nicht erlaubt, sich den Kindern zu nähern, und trotz der Sympathiebekundungen der Ärzte und Krankenschwestern für die Tochter des Direktors, langweilte sie sich schrecklich. Im

stickigen Zimmer ihres Vaters sitzend, beneidete sie die Kinder, die währenddessen draußen durch den Park liefen. Ihre Mutter hatte ihr zwar erklärt, dass sie schwer krank seien, doch Musia erschienen sie völlig normal und gesund. Wie sehr sie ihre Mutter liebte! Welche Sanftmut! Ihre langen dunklen Haare, die bis zur Taille herabfielen, wenn sie ihre Frisur löste! Wie viel Liebe in ihren klaren grünen Augen lag! „Ein Engel!“, pflegte Helen zu sagen. Musia hatte den Verdacht, dass Helen hauptsächlich aus Zuneigung für die Mutter mit ihnen fortgegangen war und gar nicht so sehr ihretwegen. Mit 16 Jahren hatte sie den Dienst bei ihnen angetreten und die Familie des Doktors angenommen, als wäre es ihre eigene. Ihre Aufgaben im Haushalt waren eher nebensächlich. Es war Musia, die ihre ganze Aufmerksamkeit forderte. Verwöhnt und eigensinnig, ließ sie ihre Launen an dem Dienstmädchen aus, instinktiv spürend, dass diese sich aufgrund ihrer Stellung als Untergebene in der schwächeren Position befand. Musia forderte endlos lange Geschichten, weigerte sich zu essen und sie hob sogar einmal die Hand gegen sie. Helen, erfüllt von einer uralten Demut, wurde still und hielt Musia tränenüberströmt zwei Vergissmeinnicht hin. Woraufhin sich diese reuevoll in ihre Arme warf und schwor, brav zu sein. „Nur weine nicht, Helen, bitte weine nicht!“

Es geht wieder los.

Eines Tages spürte Musia beim Aufwachen wieder diese Mischung aus Angst und Aufregung in der Luft. Von weitem war ein immer wiederkehrendes, dumpfes Grollen zu hören. Die Neuigkeit sprach sich schnell herum: Die Deutschen hatten angegriffen. Durch die Straßen rollten Lastwagen, voll beladen mit russischen Frauen und Kindern, einige von ihnen im Nachthemd; hier und da fuhren auch Panzer vorbei. Musia hatte panische Angst vor ihnen, seit dem schrecklichen Tag an dem eines dieser Ungeheuer aus mangelnder Vorsicht den auf der Straße spielenden Harry überfahren hatte. Er war der kleine Sohn eines sowjetischen Arbeiters, und oft hatte sie mit dem braungebrannten Jungen mit den dunklen Augen gespielt. Er hatte nichts gemein mit der seltsam verkrümmten Gestalt, die auf dem rotgefärbten Boden gelegen hatte. Sie verspürte zunächst keine Trauer, vielmehr eine Mischung aus starker Neugier und Respekt vor diesem unbekannten Phänomen. Doch als sich die Mutter des Jungen, unter Tränen und fast ohnmächtig vor Schmerz, auf den kleinen Körper ihres Sohnes warf, war es Musia, die schluchzend in Tränen ausbrach. Als sie nun die Panzer sah, flüchtete sie ins Haus, wo sie ihrer Mutter in die Arme fiel. Besorgt, nicht genug Zeit zu haben, Kontakt zu ihrem Vater aufzunehmen, begaben sie sich sofort auf den Weg zum Sanatorium. Sie fuhren mit dem Heuwagen, und als sie ankamen, erwartete sie ein ähnliches Bild wie in der Stadt: Der Großteil der Kinder war fort, schon seit den frühen Morgenstunden kamen die Eltern und holten sie ab. Es waren noch ungefähr zwanzig da, die aus weiter entfernten Orten kamen; sie standen zusammen und waren in größter Panik. Die russischen Ärzte und Kranken-

schwwestern versuchten, den Doktor zu überreden, mit seiner Familie zu fliehen. Doch er ließ sich nicht beirren. Weder ihre Argumente noch die Bitten seiner Frau konnten ihn umstimmen. „Ich bin verantwortlich für diese Kinder, ich kann hier nicht weg!“, wiederholte er unermüdlich. Die Russen allerdings konnten es kaum abwarten, aufzubrechen. Noch von dem Wagen, der sie mitnahm, riefen sie: „Wrach idi Znami!“ („Komm mit uns, Doktor!“). Er winkte ihnen zum Abschied und blieb mit gesenktem Kopf zurück. „Doswidania, Doswidania!“ Sie blieben also da: der Doktor, seine Familie und die kleine Gruppe der Kinder. Mit der Hilfe eines Bauern und mehr schlecht als recht, zusammengepfertcht auf dem Heuwagen, traten sie den Weg in die Stadt an. Wieder einmal war Musias Zuhause zum Bersten voll. Doch diesmal waren es Kinder. Sie schliefen auf dem Boden, auf Matratzen, auf Stühlen; kein Platz im Haus, der nicht besetzt war, bis auf Musias Bett, was sie zutiefst bedauerte. Zu gern wäre sie mit den Erwachsenen die ganze Nacht wach geblieben. Während der Nacht fuhren immer noch unentwegt Lastwagen an ihrem Haus vorbei.

Am Morgen wurde es auf einmal ganz still. Kurz darauf ließ eine schwere Explosion die Fenster beben, und alle stürzten nach draußen. Eine schwarze dichte Rauchsäule erhob sich am Horizont. Dann flog das Elektrizitätswerk in die Luft; die Deutschen nahmen die Stadt ein. In den ersten Tagen sah man sie kaum. Doch dann tauchten sie auf, erst allein oder in kleinen Gruppen, später zogen sie in Truppen vorbei, sicheren Schrittes und singend: „Haili, Hailo!“ Der erste Deutsche, den Musia sah, verwirrte sie. Er war blond und schön, trug eine tadellose Uniform und lächelte. Konnte ein so schöner Mann denn böse sein?

Nach und nach kehrte der Alltag wieder ein. Obgleich es nicht mehr so war wie vorher. Am Anfang ließ sich der Unterschied kaum feststellen. Versteckte Angst bei den Eltern und eine leichte Kälte bei den Kindern und Nachbarn waren zu spüren. Vater blieb nun meistens zu Hause. Er arbeitete im jüdischen

Krankenhaus in der Stadt, doch verbrachte er dort nur wenige Stunden am Tag. Die Patienten, die immer weniger wurden, kamen nun zur Behandlung zu ihm nach Hause.

Es kam der Herbst 1941. Musia wurde nicht in die erste Klasse eingeschult, wie es eigentlich hätte sein sollen. Es war Fräulein Sheffer die ihr Lesen und Schreiben beibrachte und im Austausch dafür medizinische Versorgung erhielt. Musia sah ihre Spielkameraden nicht mehr, ging nicht mehr aus dem Haus und verbrachte die meiste Zeit damit, den Fliegen am Fenster beim Sterben zuzusehen. Sie langweilte sich. Eines Tages fand sie einen kleinen gelben Schmetterling, der gegen den Vorhang geflogen war. Es war klar, dass er nicht mehr lange leben würde, und sie kümmerte sich um ihn. Auf einmal wurde die Tür aufgerissen, und drei deutsche Soldaten stürmten herein, hinter ihnen Musias Mutter, blass und zitternd vor Angst. Ohne auch nur im Geringsten auf das verschreckte Kind zu achten, traten sie an den Schrank und schlugen ihn mit ihren Gewehrkolben kurz und klein. In wenigen Minuten sah das Zimmer aus, als wäre ein Tornado hindurchgeegt. Sie warfen alles zu Boden, zertraten und zerbrachen alles, was ihnen in die Hände kam. Sie suchten nach etwas. Immer wieder tauchte das Wort „Gold“ in ihren Fragen auf. Musias Mutter antwortete ihnen auf Deutsch, doch sie machten nicht den Anschein, ihr zu glauben. Schließlich musste sie ihren Mantel holen und sich bereit machen, die Männer zu begleiten. In dem Moment erreichte ihr Mann, der von Helen informiert worden war, außer Atem das Haus. Ihm gelang es, die Soldaten zu beruhigen, und nachdem einige Geldscheine den Besitzer gewechselt hatten, verließen die Männer mit dem Radio und diversen anderen Dingen, darunter auch eine Puppe, die Musia zu ihrem Geburtstag bekommen hatte, das Haus. Sie wagte nicht zu protestieren, völlig entgeistert stand sie da und sah ihre Eltern vorwurfsvoll an, die sie zum ersten Mal nicht vor einer so offensichtlichen Ungerechtigkeit bewahren konnten.

Der Winter nahte, und die Tage wurden kälter. Sie mussten Mars weggeben, für den sie nicht mehr genug Futter aufbringen konnten. Musia brachte ihre Zeit in der Küche zu, dem einzigen beheizten Raum des Hauses. An Helen gekuschelt, lauschte sie deren wunderbaren Erzählungen und versuchte, den Hunger zu vergessen, den ihre mageren Mahlzeiten bei ihr zurückließen. Oft zeichnete sie mühsam Striche, Kreise und schließlich Wörter in ihr Schreibheft.

Ihr einziger Trost war die immer länger werdende Anwesenheit ihrer Eltern im Haus. Seit der Einführung der Armbinde und des Judensterns vermieden sie es, soweit als möglich, sich in der Stadt aufzuhalten. Musias Vater brachte ihr Rechnen bei, und die Mutter half ihr weiter, Lesen zu lernen. Sie lernte, dass „Kiste“ auf Englisch „box“ heißt und „Zeitung“ „paper“, dass „cara“ das italienische Wort für „lieb“ ist und „bella“ „schön“ bedeutet.

Eines Tages überraschte sie ihre Mutter dabei, wie sie die Pelzkragen von den Mänteln abtrennte. Warum tat sie das, wenn es doch so kalt draußen war? Weil die deutschen Soldaten an der Front sie bräuchten; die Juden sollten alle ihre Pelzkragen abtrennen und hätten nicht mehr das Recht, sie zu tragen.

Warum mussten sie und ihre Familie solche Opfer bringen und nicht die anderen Leute, die, warm eingepackt in ihre Wintermäntel, draußen vor den Fenstern vorbeiliefen? Zum ersten Mal trug das Wort „Jude“ für sie etwas an sich, was sie kleiner werden ließ. Sie weigerte sich, ihren kleinen blauen Mantel zu tragen, der ohne Kragen alt und abgewetzt aussah. Das Verhältnis zu den Delkiewicz zverschlechterte sich zusehends. Zu Anfang hatte Musia noch versucht, ihre alten Gewohnheiten wieder aufzunehmen, doch angesichts der mürrischen Gesichter und der Tatsache, dass man ihr die Tür vor der Nase zuschlug, gab sie es bald auf. Schließlich gaben sie Musias Eltern zu verstehen, dass sie die andere Haushälfte bräuchten und sie daher auszuziehen hätten.

Ihr neues Zuhause lag näher am Stadtzentrum, hatte aber

immer noch etwas Ländliches an sich. Die Straße hieß „still“ – und sie machte ihrem Namen alle Ehre. Sie war nicht gepflastert, und der Garten ging in eine weitläufige Wiese über, die von einem Fluss durchquert wurde und in einem Wald endete. Das Haus war alt und in einem schlechten Zustand. Der Besitzer, ein alter Mann, den Musia kaum wahrnahm, überließ ihnen ein Zimmer und die Küche, während er die beiden schönsten Räume für sich behielt. Das Leben wurde nun noch schwieriger und unbequemer. Das Zimmer diente gleichzeitig als elterliches Schlafzimmer und als Behandlungsraum. In die Küche stellten sie ein großes Bett, in dem Musia und Helen schliefen. Diese kam eines Tages weinend aus der Stadt wieder: Man hatte sie als „Putzlappen der Juden“ beschimpft. Daraufhin entschied sie sich, zu gehen. Seit einiger Zeit hatte auch sie sich verändert: Sie gab freche Antworten und hatte begonnen sich zu schminken, außerdem war sie kaum noch zu Hause anzutreffen. Mit gesenktem Kopf, aber doch eigensinniger Haltung hörte sie sich die Ratschläge und Anweisungen des Doktors an. Mit Tränen in den Augen nahm sie Abschied und ging davon. Seit ihrer frühesten Kindheit war für Musia Helens Gesicht mit dem der Eltern verbunden, und so empfand sie deren Abwesenheit als schmerzlichen Verlust.

Die große Kälte brach herein. Als Musia an diesem Tag aufstand, waren die Fenster so sehr mit Eis bedeckt, dass sie erst eine ziemlich dicke Schicht abkratzen musste, ehe sie aus dem Fenster sehen konnte. Nun, da Helen fort war, fielen alle Arbeiten auf ihre Mutter zurück, die von Tag zu Tag blasser und dünner wurde. Ihre schönen Hände waren nun gerötet und aufgerieben, und ihre Liebkosungen erinnerten nicht mehr an die Berührung einer Feder, sondern glichen vielmehr einer kratzigen Raspel. Ihr Mann konnte ihr kaum Arbeit abnehmen, da die Anzahl der Patienten, die zu ihm kamen, rasch anstieg. Sie kamen heimlich, denn es war Ariern nicht mehr gestattet, sich von einem jüdischen Arzt behandeln zu lassen. Die meisten von ihnen waren Bauern aus

den umliegenden Dörfern. Sie kamen in kleinen Gruppen und meistens an den Markttagen, bezahlten mit Lebensmitteln, die sie in der Küche abstellten und verließen das Haus durch den Hinterausgang. Ein paar Eier, Butter, Brot, Kartoffeln, etc... etc.... Dank dieser Tauschgeschäfte mussten Musia und ihre Eltern in diesem Winter keinen Hunger leiden. Es waren einfache, aber anständige Leute, und Musia liebte ihren Geruch nach Stall und Feld, denn er erinnerte sie an die glückliche Zeit in Iwaniska. Ein Paar weckte besonders ihr Interesse. Ein Vater mit seiner etwa 15-jährigen Tochter. Sie war groß und dünn, sehr dünn, so dünn, dass man den Eindruck hatte, schon ein leichter Windhauch könnte sie davontragen. Ihre Haut war durchscheinend wie Alabaster. Unter ihren Augen lagen tiefe Schatten, wodurch sie noch größer wirkten, und auf ihrem Gesicht lag ein weicher, leicht melancholischer Ausdruck. Beim Gehen stützte sie sich auf den Arm ihres Vaters, der im Gegensatz zu ihr ein stattlicher Bauer war. Neben ihm wirkte das Mädchen noch schwächer und zerbrechlicher. Sobald sie eingetreten waren, bat sie der Doktor in das Zimmer, das als Behandlungsraum diente, und schloss die Tür zweimal ab. Musia war so neugierig, dass sie ihr Ohr fest an die Tür drückte, doch kein Laut drang zu ihr durch. Es dauerte ziemlich lang, viel länger als bei den anderen Kranken, bis die Tür wieder geöffnet wurde und das Mädchen, immer noch von ihrem Vater gestützt, herauskam, eingehüllt in ein großes farbiges Tuch, das sie fast vollständig bedeckte und auch ihr Gesicht verbarg. Ein wenig unbeholfen und sehr zärtlich strich der Vater das Tuch glatt, und diese, für einen Bauern recht ungewöhnliche, liebevolle Geste berührte Musia zutiefst. Außerdem bemerkte sie die Verlegenheit ihres Vaters und wie er nur widerwillig die Geschenke des Bauern annahm: Ein-, zweimal, so stellte sie fest, nahm er auch tatsächlich nichts an. An solchen Tagen war er besonders leicht reizbar. Abends, wenn die Eltern Musia schlafend glaubten und sich an den Ofen setzten, um sich ein wenig aufzuwärmen, drangen einige Bruchstücke der Gespräche

zu ihr herüber. Oft hörte sie Worte wie „Knochentuberkulose“, „todkrank“, und „machtlos“, und Musia wusste, dass sie von dem jungen Mädchen sprachen.

Einmal vergaß ihr Vater, die Tür abzuschließen. Musia, angetrieben von unwiderstehlicher Neugier, öffnete die Tür einen Spaltbreit und war im nächsten Moment starr vor Schreck. Das junge Mädchen war unbekleidet und lehnte seinen mit Wunden übersäten Körper an den des Bauern. Mit einer Schere entfernte der Doktor den bläulichen Rand einer Wunde an der Hüfte des Mädchens. Von dem Mädchen war kein Laut zu hören, doch Tränen liefen der Kranken über das Gesicht, und sie drehte den Kopf zur Seite. Instinktiv warf sich Musia gegen ihren Vater; schlug mit ihren kleinen Fäusten auf ihn ein und schrie: „Hör auf, ihr weh zu tun! Du bist böse! Ich hasse dich! Ich hasse dich!“. Entsetzt von ihren eigenen Worten, brach sie in Tränen aus. Wider ihr Erwarten wurde sie für ihr Verhalten nicht ausgeschimpft.

Der Bauer und seine Tochter sahen sie stumm und unbewegt an. Ihr Vater befahl ihr freundlich, aber bestimmt, den Raum zu verlassen. Am Abend kam er zu ihr ans Bett und versuchte ihr zu erklären, dass das junge Mädchen noch viel mehr leiden müsste, wenn er ihre Wunden nicht reinigen würde. Doch Musia wollte das nicht so recht glauben, sie schmiegte sich an ihre Mutter und sah ihren Vater misstrauisch an. Sie konnte ihm nicht verzeihen, dass sie ihn für einen kurzen Moment für sein Tun verabscheut hatte. Nun begann der Winter. Das Mädchen war noch ein- oder zweimal da, dann kam sie nicht mehr. Jetzt kam nur der Bauer und nahm den Doktor, versteckt unter der Plane seines Heuwagens, mit aufs Dorf. Irgendwann kam auch er nicht mehr. Eines Tages, als Musia ihn schon fast vergessen hatte, kam er ein letztes Mal. Er trug auf seinem Rücken einen großen Sack Kartoffeln, den er mitten in der Küche abstellte. Dann baute er sich vor dem verblüfften Kind auf und sagte nur: „Sie ist tot.“. Er ging ohne Musias zuzuhören, die ihm ihr Beileid aussprach und sich für die Kartoffeln

bedankte. Der Winter setzte nun mit all seiner Kraft ein. Morgens erwachte Musia, zitternd vor Kälte, in der eisigen Küche. Kohle und Holz waren so gut wie aufgebraucht, der Ofen wurde nur noch benutzt, wenn Lebensmittel zubereitet wurden. Und so verbrachte Musia die Vormittage im Bett und wartete darauf, dass der Ofen zum Kochen angezündet wurde. Währenddessen entdeckte sie das Lesen und Zeichnen für sich. Sie füllte die Seiten mit richtigen kleinen Comics, in denen ein gewisses kleines Mädchen in schönen Kleidern Kuchen und Kekse aß und aufregende Abenteuer erlebte. Ihre Zeichnungen gelangen ihr so gut, dass die Eltern darauf aufmerksam wurden und sehr stolz auf sie waren.

Einmal wachte sie mit einem so heftigen Schmerz in der Schulter auf, dass sie nicht in der Lage war, ihren Stift zu halten. Die Ursache für ihr Leiden war schnell klar. Da sie an der feuchten und kalten Wand schlief, hatte sie Rheuma bekommen. Nun packten ihre Eltern sie in mehrere Schichten Kleidung und ließen sie durch das Zimmer springen, damit sie sich aufwärmte. Trotz all der Entbehrungen war sie glücklich, von der Wärme und Liebe ihrer Eltern umgeben zu sein. In ihrem kindlichen Egoismus sah sie nicht, wie viel Mühe sie auf sich nahmen und welche Opfer sie brachten, um Musia so gut wie möglich vor der bedrohlichen Realität zu beschützen.

Ihr Vater arbeitete wieder im jüdischen Krankenhaus. Er verließ das Haus sehr früh in seinem alten abgewetzten Mantel, bei sich trug er ein oder zwei medizinische Instrumente aus seiner Praxis, die er in der Stadt mit Hilfe eines jungen ukrainischen Arztes verkaufen wollte. Ihn hatte er während der russischen Besatzung einmal vor der Deportation bewahren könne. Er arbeitete damals mit ihm im Sanatorium und wurde wegen seiner nationalistischen Aktivitäten denunziert. Als die Polizisten kamen, um ihn zu abzuholen, versteckte der Doktor ihn unter seinem Bett, und während sie überall nach ihm suchten, brachte er ihn auf einer Trage nach draußen. Wider Erwarten vergaß Dr. Bogonsiewicz

nicht, was Musias Vater für ihn getan hatte, und als die Deutschen kamen, bemühte er sich, seinem Kollegen so gut es ging, zu helfen.

Musia spürte die innere Anspannung ihrer Mutter, die sie jedes Mal überfiel, wenn der Vater das Haus verließ. Es fiel der Mutter schwer, ihre Sorgen vor der Tochter zu verbergen, und erst wenn der Vater sicher heimgekehrt war, ging es ihr wieder besser. In diesem harten Winter zeigte sich ihre Mutter äußerst einfallsreich und bewies oft großen Mut. Ihre Selbstlosigkeit gegenüber ihrem Mann und ihrer Tochter war grenzenlos. Morgens war sie die Erste, die aufstand, und abends die Letzte, die zu Bett ging. Sie tat, was sie nur konnte, um ihnen das Leben trotz der schwierigen Zeiten so angenehm wie möglich zu machen. Sie kam aus einer gut situierten Familie und musste daher nie mit ihren Händen arbeiten, doch jetzt schreckte sie vor keiner noch so schweren oder abstoßenden Arbeit zurück. Bei minus 20 Grad hackte sie im Hof, bekleidet mit einem alten abgewetzten Pullover, das gefrorene Holz. Musia beobachtete sie vom Fenster aus, von dem sie vorher die dicke Eisschicht abgekratzt hatte. Sie sah, wie ihre Mutter die Zweige in einen Korb sammelte: eine zarte, schwarze Silhouette im strahlenden Weiß des Winters, die sich durch den hüfthohen Schnee zurück zum Haus kämpfte. Von der Kälte ganz blaugefroren, kam sie herein und ließ das Holz aus ihren klammen Händen fallen. Musia half ihr aus den vor Nässe triefenden Strümpfen und Schuhen, massierte vorsichtig die eiskalten Füße und versuchte, sie mit ihrem warmen Atem wiederzubeleben. Dann musste das Holz getrocknet werden. Ausgerüstet mit einem Eimer, ging die Mutter in den Keller und kam mit etwas Kohle, die sie aus dem Haufen von Erde und Staub, der ihre Heizreserve darstellte, zusammengekratzt hatte, wieder. Während das Holz am Rande des kleinen Feuers qualmte, bereitete sie das Essen vor, und unter dem Vorwand, sie hätte keinen Hunger, sorgte sie dafür, dass der größte Teil ihrer Portion auf Musias Teller landete. Am Nachmittag kehrte der Vater, der ihre einzige Verbindung zur

Außenwelt war, heim. Außer Atem und besorgt, berichtete er mit leiser Stimme von den Neuigkeiten aus der Stadt. Es ging um Verbote, Verhaftungen, Demütigungen, Schüsse, Beleidigungen und den Hunger und Terror, denen die Bevölkerung – genauer gesagt die jüdische Bevölkerung – ausgesetzt war.

Die Deutschen wurden von Tag zu Tag herablassender und ihre Forderungen immer dreister – das war die Erkenntnis nach einigen Stunden außerhalb des Hauses. Blass und sichtlich erschüttert, kam der Doktor zurück, um die Kranken zu empfangen, deren Andrang nicht nachließ. Während dieser Zeit war Musia immer an der Seite ihrer Mutter, die verschiedene Texte und Anordnungen ins Reine schrieb, überarbeitete und schließlich aus dem Deutschen ins Polnische übersetzte. Arbeit, die ihr Dr. Bogonsiewicz über ihren Mann zukommen ließ. Die Abendstunden waren am schönsten. An ihre Eltern gekuschelt, lauschte sie dann begierig den Geschichten aus ihrem Leben in Iwaniska, dabei saßen sie im Dunkeln, denn sie mussten Petroleum sparen. Wie ein Film liefen dann vor ihrem inneren Auge die unzähligen Ereignisse von vor dem Krieg ab. Da waren das Sägewerk mit seinem unvergleichlichen Duft nach Holz und dem Knattern der Säge und das Zwitschern der Vögel in den Tiefen des grünen Waldes. Dort war sie oft gewesen, zusammen mit ihrer Mutter war sie fröhlich die hügelige Straße entlanggelaufen, um dann, ganz außer Atem, vor einer Blume oder einem besonderen Pilz anzuhalten. Einmal war sie von einer Biene gestochen worden, ein andermal hatte eine Gans, die ihren Schwarm verlassen hatte, nach ihr geschnappt, doch unter den Liebkosungen ihrer Mutter beim Erzählen, waren auch das schöne Erinnerungen.

Sie erinnerte sich, wie sie mit ihrer Mutter nach Kielce gefahren war. Sie hatten ihre schönsten Kleider angelegt und einen Kollegen des Vaters besucht, einen sehr angesehenen und berühmten Arzt. Sie war ganz verschüchtert, als man sie bat, in ein sehr helles und schönes Zimmer einzutreten, in dem sie ein etwa

gleichaltriges Mädchen im blauen Kostüm empfing. Ernst und besonnen öffnete sie nach und nach die hölzernen Truhen, die vollgestopft waren mit Puppen und anderen Spielsachen. Musia war schwer beeindruckt, fasste sich aber schließlich ein Herz und nahm eine der Spielsachen an sich. Wenig später sah man die beiden Mädchen auf dem Boden knien und, laut lachend, mit den bunten Bällen spielen. Auf einmal wurde die Tür geöffnet, und die Gouvernante trat ein. Mit einem Blick beendete sie das fröhliche Treiben der Mädchen. Sie stellte sich vor die kleine Dame des Hauses und mahnte sie, aufzustehen, damit ihre Strümpfe nicht schmutzig würden. Ohne ein Wort stand das kleine Mädchen auf und nahm wieder ihre brave und wohlerzogene Haltung an. Musia tat es ihr gleich, ohne wirklich zu verstehen, was hier geschah.

Sie erinnerte sich an die Zeit der Weinernte, wo sie ein paar Mädchen aus der Nachbarschaft zur Traubenlese begleitete. Die Trauben häuften sie mitten auf dem Feld auf, das mit seinen stoppeligen Halmen wie ein gerupftes Huhn aussah. Nachdem das Holz abgebrannt war, bereiteten sie unter der Asche knusprige Kartoffeln zu. Auf einmal passierte etwas Merkwürdiges. Trunken von der Sonne und dem Geruch des Grases, eingehüllt in die Dämmerung und den Rauch des Feuers, geriet Musia in eine Art Rausch. Wie ein junger Welpen rollte sie über die schwarze schmutzige Erde, ungeachtet des Gelächters und der Spötteleien der anwesenden jungen Bauern, die in einem Kreis um sie herum standen. Nur schwer konnten sie sie vom Boden losreißen, sie nannten sie Schweinchen, aber sie sagten es wohlwollend und mit einer Spur Komplizenschaft in der Stimme. Als ihre Mutter sie so sah, über und über mit Dreck bedeckt und das Haar voller Grashalme, steckte sie sie mitsamt ihren Kleidern in die Badewanne. Doch an der Art, wie ihre Mutter lächelte, sah Musia, dass sie ihr nicht böse war. Wenn sie nach diesem ländlichen Erlebnis an den Besuch bei dem berühmten Arzt dachte, tat ihr das kleine Mädchen leid, das zwar üppige Mahlzeiten bekam und ein Zimmer voller Spiel-

sachen besaß, aber dieses herrliche Herumtoben in der Natur nicht kannte. Um nichts in der Welt hätte sie mit ihr tauschen mögen.

Jetzt kamen ihr diese Erlebnisse unreal und wie aus einer anderen Welt vor. Hingerissen hörte sie den kleinen Anekdoten zu, die von den Freunden handelten, die sie in Iwaniska zurückgelassen hatten. Geschichten, die niemals gemein waren und immer lustig. Sie liebte vor allem die von dem Staatsanwalt: Selbst von kleiner Statur, hatte er eine sehr große und kräftige Frau. Ein wenig beschwipst, sagte er einmal auf einem Empfang zu ihr: „Sophie, Sophie, ich bitte dich, bück dich, dass ich dich küssen kann!“.

Eben jenen Staatsanwalt stellte Musia, als er einmal ihre Eltern besuchte, aufs Äußerste bloß: Von dem Tisch herab, auf den man sie gesetzt hatte, strich sie ihm über seinen kahlen Schädel und bat ihn: „Kleiner Mann, komm spiel mit mir.“. Nur ihr zartes Alter – sie war drei Jahre alt – rettete sie davor, eine Ohrfeige zu kassieren, doch der erzürnte Staatsanwalt verzieh ihr diesen Vorfall nicht. Verzückt hörte Musia, an Stelle der Märchen, an die sie nicht mehr glaubte, all diesen Geschichten zu.

Der Winter ging zu Ende; die Tage wurden länger, der Schnee schmolz. Die ersten Grasbüschel waren zu sehen, und Musia bekam die Erlaubnis, nach draußen zu gehen. Nachdem sie zum ersten Mal für so lange Zeit „eingesperrt“ gewesen war, wurde ihr ganz schwindelig, als sie die frische, kalte Luft dieser letzten winterlichen Tage einatmete. Sie rannte ziellos durch den Garten, einfach, um sich auszutoben, erforschte jede kleine Vertiefung und erfreute sich an der wunderbaren Natur, die sie so lange hatte entbehren müssen. Die Sonne strahlte, und der Schnee begann merklich zu schwinden. Bald entdeckte Musia auf der Wiese die erste Narzisse und brachte sie voll Stolz ihrer Mutter, die von diesem unerwarteten Geschenk sehr gerührt war.

Sie fand eine neue Freundin. Barbara wohnte im Nachbarhaus, und obwohl sie schon zwölf war, freute sie sich, mit Musia

zu spielen. Sie lud sie sogar zu sich nach Hause ein, und Musia nahm die Einladung freudig an. Barbaras Eltern begrüßten sie herzlich, nur die Großmutter, eine strenggläubige alte Bäuerin betrachtete sie argwöhnisch, vor allem, als sie ihr zeichnerisches Talent offenbarte. Eines Nachmittags, als die Kinder gerade spielten, trat die Alte mit verstörtem Blick ins Zimmer. Sie hatte eine große Schnittwunde am Bein und zeigte aufgeregt in Richtung des Flusses. Was sie rief, wusste Musia nicht, denn sie konnte den Dialekt nicht verstehen. Alle stürzten nun nach draußen, und Musia dachte, dass wohl jemand dabei war, im Fluss zu ertrinken, und so rannte sie ohne viel zu überlegen, los, überzeugt davon, dass man sie und ihr fundiertes medizinisches Wissen dort benötigte. Daher war sie enttäuscht, als sie ankam und kein Körper im Wasser zu sehen war. Im Gegenteil, die Flut hatte unter der Brücke Baumstämme angeschwemmt, die nun krachend das Eis am Ufer aufbrachen. Alle aus der Nachbarschaft waren da und versuchten nun verbissen mit Stöcken und Stangen, diesen wertvollen Schatz für sich zu bergen. Angesteckt von diesem Eifer, bemühte sich Musia mit Barbara und ihrer Familie das widerspenstige Holz aus dem Wasser zu ziehen. Dabei rutschte sie auf dem feuchten Boden aus und glitt in den Fluss, Barbaras Vater bekam noch im letzten Moment ihre Haare zu fassen und konnte sie so wieder herausziehen. Völlig durchnässt und vor Kälte zitternd, brachten sie sie schnell zu ihren Eltern. Was hatte sie für Angst gehabt, als sich das eiskalte Wasser über ihr schloss. Doch am Abend lag sie in ihrem Bett, und ihre Augen glühten, allerdings nicht vom Fieber, sondern vor Stolz, denn neben der Feuerstelle trocknete ein großer Holzscheit, den die Nachbarn vorbeigebracht hatten. Es war das allererste Mal, dass Musia durch Arbeit etwas selbst verdient hatte.

Langsam kündigte sich der Frühling an, das Gras wurde grün, und die Vögel begannen zu singen. Alle, selbst die Erwachsenen, schienen auf einmal fröhlicher und voller Hoffnung zu sein. Musia verbrachte ihre Tage draußen. Sie lernte andere Kinder kennen,

denen es nichts auszumachen schien, dass sie jüdisch war. Es gab zwei Brüder in ihrem Alter, die auch Flüchtlinge waren. Ihr Vater war als Kriegsgefangener nach Deutschland gebracht worden, und die Mutter war gerade mit den Kindern nach Sombor gezogen. Zu dritt bewohnten sie ein winziges Zimmer, und oft, wenn Musia ihre Freunde abholte, sah sie deren Mutter auf dem Sofa liegen. Die beiden Jungen gaben ihr dann, auf Zehenspitzen und den Finger auf dem Mund zu verstehen, dass sie leise sein solle. „Psst! Sie hat Migräne“, teilten sie ihr mit. Musia fand diesen Begriff sehr vornehm und machte am gleichen Abend einen Versuch. Mit einer müden Geste, eine Hand auf die Stirn gelegt, teilte sie ihren Eltern mit, dass sie „Migräne“ hätte. Ihre besorgte Mutter schickte sie daraufhin ins Bett, was sie ganz schnell von dieser interessanten Krankheit heilte. Mit Yan und seinem Bruder machte sie Streifzüge durch den nahegelegenen Wald und am Fluss entlang, wo sie Verstecken, Bockspringen und Forscher spielten, oder sie wurden im Hof einer kleinen stillgelegten Fabrik auf einem Haufen alter Bretter zu unerschrockenen Seefahrern, die sich durch die tosenden Wellen kämpften.

Mit der Zeit wurde der Kreis von Musias Bekanntschaften immer größer. Sie lief jetzt bis zum Ende der Straße, das näher am Stadtzentrum lag. Dort spielte eine noch größere Gruppe von Kindern, und Musia mischte sich unter sie. Zwei Kinder unterschieden sich durch ihre gute Kleidung von den anderen. Es waren Sohn und Tochter eines Polen, der den Titel „Volksdeutscher“ trug und ein hoher Beamte in der neuen Polizeiverwaltung war. Es war ein merkwürdiger Zufall, dass Musia genau mit diesen beiden Freundschaft knüpfte. Von den anderen Kindern des Viertels aus Furcht und Vorsicht eher gemieden, standen sie ein wenig abseits und waren nicht Teil der Gruppe. Wenn Musia in ihren Hof und später in ihre Wohnung kam, um sie zum Spielen abzuholen, beobachtete sie ängstlich das Gesicht der Mutter, doch sie fand keine Missbilligung darin, und so fasste sie schließlich sogar den

Mut, die Jungen ungebeten von zu Hause abzuholen, wenn diese es einmal versäumt hatten, auf die Straße herunterzukommen.

Eines Tages lief sie dem Vater der Jungen über den Weg. Er trug seine blaue Uniform mit dem Hakenkreuz. Verängstigt trat sie zur Seite, um ihn vorbeizulassen, doch der Mann ging völlig gleichgültig an ihr vorbei, so als hätte er sie gar nicht gesehen. Es war die Concierge des Hauses, die der ganzen Idylle ein Ende setzte. Als sie Musia im Hof mit ihren Freunden spielen sah, rief sie: „Verschwinde von hier, Judenkind!“. Wie gelähmt und völlig perplex stand Musia da und sah die Kinder an. Sie würden das nicht hinnehmen! Sie würden sie verteidigen! Doch ganz offensichtlich hatten sie ebenfalls Angst vor der alten Furie. Auf Wunsch der Kinder schlich sie sich noch ein-, zweimal heimlich auf den Hof, doch sobald sie entdeckt wurde, musste sie flüchten, beim letzten Mal wurde sie mit einem Besen verjagt.

Schließlich sah sie ein, dass der Preis für das Spielen mit ihren Kameraden zu hoch war, und so verzichtete sie auf diese Freundschaften. Sie fühlte sich zunehmend isoliert und anders als die anderen. Die Kinder gingen ihr aus dem Weg, und sie tat es ihnen gleich. Sie war sich der unsichtbaren Mauer bewusst, die sie von den anderen trennte. Sie, ihre Familie und ihre ganze „Rasse“. Nach einem einschneidenden Erlebnis wollte sie ihre Mutter auch nicht mehr in die Stadt begleiten: Sie war gerade mit ihrer Mutter den Fußweg entlanggelaufen, beide trugen sie die Armbinde und den Judenstern, als sie einen Deutschen sahen. Er trug eine schwarze Uniform, und auf der Mütze über dem Hakenkreuz prangte ein Totenkopf. Den Revolver im Gürtel, marschierte er geradewegs auf sie zu, in seinem rhythmischen und unerschütterlichen Gang lag etwas Angsteinflößendes. Ihre Mutter wurde bleich, und mit einem Ruck zog sie Musia mit sich in den Rinnstein. Während sie, an die Mauer gedrückt, im Schlamm standen, lief der Uniformierte vorbei und hinterließ den schlechten Geruch von Angst und Untergang. Das war Musias erste Begegnung mit der Gestapo. Von

nun an verbrachte sie die Tage in dem kleinen Garten hinter dem Haus, wo sie sich zu Tode langweilte.

Daher freute sie sich, als sie hörte, dass sie erneut umziehen würden. Die Deutschen hatten entschieden, dass die Juden nur noch in einem im Zentrum der Stadt gelegenen Viertel wohnen durften. Die Eltern schienen mehr und mehr besorgt. Musia wunderte sich, dass sie die Eltern bis spät in die Nacht miteinander flüsterten hörte. Sie befanden sich in einem großen Dilemma. Eines Abends nahmen sie Musia in die Arme und teilten ihr mit, welche Entscheidung sie getroffen hatten. Sie würde in ein christliches Waisenhaus kommen. Die Mutter Oberin war eine ehemalige Patientin des Vaters und hatte zugestimmt, Musia bei sich aufzunehmen. Sie konnte sich noch sehr gut an Frau Celina erinnern, eine schöne, blonde, vornehme Frau, die zu ihnen kam, um ihre Spritzen zu bekommen. Da zur Zeit der russischen Besatzung die Christen unerwünscht waren, trug sie zivile Kleidung und sah gar nicht aus wie eine Nonne.

Musia nahm sich vor dem Klerus in Acht, sie erinnerte sich an den Menschaufmarsch und die Empörung, die sie in Iwaniska hervorgerufen hatte, als sie, aufmerksam geworden auf den gedämpften Gang und die lange Robe des Pfarrers, neugierig dessen Soutane anhub, um zu sehen, ob sich darunter Beine befänden. Das hochrote Gesicht des Pfarrers, die denkwürdige Tracht Prügel, die sie sogleich von Helen bezog, die versuchte, die Menge zu beruhigen – das alles kostete sie Nächte voller Alpträume. Deshalb reagierte sie mit heftiger Ablehnung auf die Nachricht ihrer Eltern. „Ich geh da nicht hin! Ich bin kein Waisenkind! Ich möchte euch nicht verlassen! Nein, nein und nochmals nein!“ Vergeblich versuchten die Eltern sie zur Vernunft zu bringen.

Sie weinte die ganze Nacht, und es war eine Musia mit ganz verquollenen Augen, die am nächsten Tag ein fremder Mann bis zur Tür des Waisenhauses brachte.

Das Waisenhaus

Es war ein U-förmiger grauer Kasten, umgeben von einem schmiedeeisernen Zaun, der es ein bisschen weniger abweisend erscheinen ließ. Ein riesiger kiesbedeckter Hof, gesäumt von Besuchsräumen. Hinter dem Haus erstreckten sich ein Feld und eine Plantage, die steil zum Fluss hin abfiel. Der junge Mann übergab Musia an ein ungefähr 16-jähriges Mädchen, das er Christine nannte. Sie bedeutete Musia, ihr zu folgen, und zusammen gingen sie in das Innere des Waisenhauses. Der Flur, hell und vollgestellt mit Pflanzen, beeindruckte Musia durch seine extreme Sauberkeit. Christine bat sie, die Schuhe auszuziehen, und öffnete eine der Türen. Es war ein großer Saal, der als Kindergarten eingerichtet war; das Parkett glänzte wie ein Spiegel. Alle Kinder liefen in Socken herum. Die Schwestern und die jungen Assistentinnen trugen Filzpantoffeln und bewegten sich rutschend durch den Saal. Musia fand später heraus, dass das glänzende Parkett sich über die ganze untere Etage erstreckte und dass es strengstens verboten war, mit Schuhen darüber zu laufen.

Die älteren Mädchen waren für die Pflege des Parketts zuständig und schwangen sich mit kleinen Reinigungsbürsten an den Füßen stundenlang über den endlosen Holzfußboden. Eine der Schwestern kam auf Musia zu und forderte sie auf, sich zu setzen. Schüchtern, beobachtete sie die anderen Kinder: Sie trugen alle blaue Kittel, und die Jungen hatten kurzgeschorene Haare, was sie ein wenig wie kleine Sträflinge mit riesigen Ohren aussehen ließ. Zu Musias großer Enttäuschung, waren sie alle jünger als sie, und ihre Spiele kamen ihr albern vor. Dann erklang die Glocke, und Musia kam in die Obhut der Verwalterin. Mit dem schweren an ihrem Gürtel befestigten Schlüsselbund rasselnd, bedeutete sie Musia, ihr zu folgen. Über eine große Holztreppe gelangten sie

nach oben. Staunend betrachtete Musia die lange Reihe der Schlafstätten. Noch nie hatte sie so viele Betten in einem einzelnen Raum gesehen. Mit ihrer symmetrischen Anordnung und den akkurat gefalteten Decken passten die Betten perfekt zu den geräumigen Sälen mit den weißen Wänden, und das große über dem Eingang hängende Kreuz als einziger Schmuck unterstrich die strenge Atmosphäre zusätzlich.

Die Verwalterin gab ihr eine Decke und zwei frische Bettlaken, deutete auf ein freies Bett und forderte sie auf, es zu beziehen. Ungeschickt verhedderte Musia sich in den Stofflaken. Da wurde die Schwester ungeduldig und nahm ihr mit einer schnellen Bewegung das Laken aus der Hand, und im Nu hatte sie das Bett mit geübter Hand bezogen und am Ende noch sorgfältig das Laken an den Ecken der Matratze glattgestrichen. „Für heute soll es gut sein“, sagte sie, aber in Zukunft „Vorsicht!“ Besorgt und ängstlich folgte Musia wieder der Verwalterin. Würde sie ihr Bett zwischen all den anderen wiederfinden? Wie sollte sie es schaffen, ihr Bett allein herzurichten? Doch schon wartete ein neuer Schock auf sie. Die Schwester setzte sie auf einen Hocker im Verwaltungszimmer und schnitt ihr die Haare sehr kurz. Entsetzt sah Musia, wie eine Locke nach der anderen zu Boden fiel. Sie waren der ganze Stolz ihrer Mutter gewesen, tausendfach gebürstet und mit Kamille gewaschen, damit sie heller und leuchtender aussahen. Nun häuften sie sich auf dem staubigen und dreckigen Boden. Ihre Ohren und ihr Hals waren nun unbedeckt. Sie fühlte sich hässlich, und zu allem Übel musste sie auch noch einen ausgewaschenen blauen Kittel anziehen. Die Verwalterin rief ein vorbeilaufendes Mädchen heran, das Musia in den Speisesaal brachte. Dort waren schon alle Kinder versammelt. Es gab vier Tischreihen, an denen die Jungen und Mädchen saßen, dem Alter nach geordnet, die Großen vorn und die Kleinen am hinteren Ende des Tisches. Eine „Große“ saß auf dem Ehrenplatz, sie war für die Aufsicht zuständig und schimpfte oder verteilte Backpfeifen in der Runde. Die

Kinder rückten zusammen und machten einen Platz für Musia frei. Sie bekam einen Zinnteller, einen Becher und einen Löffel. Zwei Ordensschwwestern betraten den Raum, sie schoben einen Wagen mit großen dampfenden Töpfen herein. Nun wurde es still, alle standen auf und sprachen ein Dankgebet, woraufhin das Essen verteilt wurde. Rübensuppe mit ein paar Kartoffeln. Musia hatte keinen Hunger. Bereitwillig überließ sie ihr Essen ihrem Nachbarn, der, nachdem er seine Portion hinuntergeschlungen hatte, gierig auf ihren Teller blickte. Später, vom Hunger gequält, war sie nicht mehr so großzügig. Mit einem Kloß im Hals und wie betäubt von der neuen Situation, starrte sie die unbekannten Kinder an. Noch nie hatte sie sich so einsam und hilflos gefühlt. Sie spürte weder Abneigung noch Zuneigung. Noch nicht einmal Neugier brachten ihr die anderen Kinder entgegen. Sie hatte ihre Identität verloren, um in dieser anonymen Gemeinschaft aufzugehen. Den Nachmittag verbrachte Musia im Kindergarten, wo ihre schüchternen Versuche, sich den anderen zu nähern, erfolglos blieben. Am Abend schluckte sie die Tränen hinunter und schlief schließlich, zusammengekrümmt und vergeblich nach Wärme suchend, ein. Nach und nach gewöhnte sich Musia an ihre neue Umgebung, den Alltag und das große Gebäude. Sie fand sich bald mühelos auf den langen Gängen zurecht. Neben dem Kindergarten und dem Speisesaal gab es im Erdgeschoss noch eine reich geschmückte Kapelle, in der es nach Weihrauch und Blumen duftete und wo der Pfarrer sonntags die Messe abhielt. Das Zimmer der Mutter Oberin war gleich beim Eingang gelegen, in ihm befand sich der wertvollste und begehrteste Gegenstand der Einrichtung. Ein großer Flügel. Die Mutter Oberin, eine vollendete Musikerin, spielte hinreißend Klavier. Im ganzen Waisenhaus gab es nur ein Kind, dem es erlaubt war, auf dem Instrument zu spielen. Stachek war ein Junge von etwa fünf Jahren. Mit seinen rotblonden Haaren und den hellblauen Augen ähnelte er ein wenig der Mutter Oberin; tatsächlich war er ein Verwandter von ihr. Abgesehen

von den Klavierstunden, genoss er jedoch keine Vorrechte und schlief im gleichen Schlafsaal wie die anderen Jungen.

Auf der Etage gab es neben dem Verwaltungszimmer und der Kinderkrippe (für die unter Dreijährigen) noch ein Krankenzimmer, für das Schwester Helen zuständig war. Sie hatte ein Medizinstudium begonnen, es aber dann unterbrochen, als sie in den Orden eintrat. Sie war die Einzige, die Musia gegenüber eine gewisse Feindseligkeit hegte. Sie gab sich Mühe, es sich nicht anmerken zu lassen, doch Musia spürte es deutlich. Keine der anderen Schwestern zeigte gegenüber den jüdischen Kindern auch nur die geringste Abneigung: weder Schwester Veronika, die aus einer bäuerlichen Familie kam und die älteste der Schwestern war, noch die Verwalterin, noch Schwester Gabriele, eine energische und ausgesprochen starke Frau, noch Schwester Johanna, die jung, unverbraucht und schön war. Auf ihre strenge und wenig liebevolle Art behandelten sie völlig unvoreingenommen alle gleich und verteilten ihre Schläge, Strafen und manchmal auch Lob.

Ach! Für die anderen Kinder war Musia ein Sonderling. Rein äußerlich unterschied sie sich, jetzt wo sie die Haare kurz trug, nicht sonderlich von den slawischen Kindern. Doch durch ihre gewählte Ausdrucksweise, ihre soziale Herkunft und vor allem ihre völlige Unkenntnis der katholischen Glaubenslehre fiel sie den anderen Kindern auf.

Die Kinder in ihrem Alter gingen morgens in die Stadt zur Schule, Musia hingegen musste im Kindergarten bleiben. Sie fühlte sich gedemütigt, schließlich war sie die Größte und Älteste unter den Kindern. Daher waren ihr die Tage lieb, die sie aus Sicherheitsgründen in der Kinderkrippe verbringen musste. Sie half der Schwester, die Babys zu waschen und die Nachttöpfe zu leeren, im Gegenzug durfte sie den Essenstopf auskratzen und die Reste der bei den Kleinen heiß begehrten süßen Grütze naschen.

Hungrig und zitternd vor Kälte, lag sie nachts unter der dünnen Bettdecke, doch sie nahm all die Entbehrungen hin, emp-

fand sie sogar als normal, denn schließlich hatten sie alle darunter zu leiden. Doch sie litt unter dem Gefühl, anders zu sein, nicht dazuzugehören, als wäre sie eine Fremde. Die anderen Kinder beobachteten sie, lauerten auf den kleinsten Hinweis, der zeigte, dass sie anders war und keine von ihnen. Offiziell war sie Christin und trug einen anderen Namen, da „Musia“ nicht katholisch genug klang. Sie lernte, die Geschichte ihrer imaginären Familie auswendig. Doch damit ließ sich keiner täuschen. Die älteren Kinder wussten, dass sie Jüdin war. Und sie ließen es sich auch nicht nehmen, ihr das vorzuhalten. Dadurch beunruhigt, versuchte Musia, alles abzulegen, was sie für ihre Makel hielt. Sie ahmte den Dialekt der anderen nach und ihre Art zu sprechen. Sie lernte alle Gebete perfekt auswendig. Stundenlang übte sie, das „R“ mit der Zunge zu rollen, statt es in der Kehle zu bilden. Denn das hielt man für ein deutliches Erkennungszeichen ihrer „Rasse“. Da half auch die Aussage von Schwester Helen nicht, die bestätigte, dass auch die Franzosen das „R“ guttural aussprachen. Nein, Musia war keine Polin. Sie fühlte sich zurückgewiesen und versuchte, sich, so gut sie konnte, zu behaupten.

Sie trug von den Erwachsenen Informationen über ihre Herkunft zusammen und stellte sich den älteren Kindern entgegen. „Meine Großmutter ist in Polen geboren, meine Urgroßmutter und mein Vater sind hier geboren, ich bin hier geboren. Also bin ich Polin“, schrie sie. Es half alles nichts. Sie hatte eine andere Religion. Sie war Jüdin. Die Juden waren schuld daran, dass Jesus gekreuzigt worden war. Also konnte ein Jude auch kein Pole sein.

Erdrückt von diesen Argumenten, wünschte sich Musia nun sehnlichst, katholisch zu werden.

Ergriffen von den feierlichen Zeremonien und verzaubert vom Anblick der Jungfrau Maria, deren Gesicht sie an das der Mutter erinnerte, ersehnte sie die heilige Taufe, die einzige wundersame Möglichkeit, den anderen gleich zu werden. Sie würde sich nicht mehr verstecken müssen, könnte – wie die anderen

Kinder – bei Feierlichkeiten eine schöne Tracht tragen und mit ihnen tanzen, im Mittelpunkt stehen und bewundert werden und müsste nicht mehr stattdessen hoch in den Saal, zu den Säuglingen gehen, damit sie bloß niemand bemerkte.

Den Kopf gegen den Kachelofen gelehnt, versank sie in ihren Tagträumen und versuchte, die Zuneigung und Wärme ihrer Eltern, die sie so schmerzlich vermisste, durch die künstliche Wärme des Ofens zu ersetzen. Von Zeit zu Zeit ließ die Mutter Oberin sie in ihr Büro kommen. Sie überbrachte ihr Grüße von den Eltern, sprach mit gütiger Stimme und streichelte ihr die Wange. Diese Momente waren so kostbar. Vor den anderen Kindern vermied sie es, sich Mutter Celina zu nähern. Am Anfang war Musia, als sie sie von weitem kommen sah, auf sie zugestürmt, hatte sich an sie geklammert und gerufen: „Ich habe Sie ja schon so lange nicht gesehen!“. Gerührt von diesem aus tiefstem Herzen kommenden Ausruf, hatte die Ordensschwester sie gestreichelt und ihr ein Bonbon gegeben.

Die anderen Kinder warfen ihr sofort vor, sie wolle sich einschleimen, und nannten sie „Judas“. Vergeblich versuchte sie, sich zu entschuldigen und zu erklären, dass sie tatsächlich einfach nur froh gewesen war, die Mutter Oberin zu sehen. Diese war schließlich ihre einzige Verbindung zu ihren Liebsten. Nein, sie hatte das doch nicht aus Berechnung getan. Niemand glaubte ihr. Selbst die Schwestern warfen ihr misstrauische Blicke zu, als wäre es ganz selbstverständlich, dass sie falsch und eigennützig handelte.

Gleichzeitig sah sie das ihr vorgeworfene Verhalten jeden Tag bei den anderen Kindern, die wussten, dass sie auf diese Weise an die in der großen Tasche von Mutter Celina vergrabenen Bonbons kamen.

Musia verstand nun, dass nichts, was sie tat, geduldet würde. Ihre Herkunft forderte, dass sie sich tadellos verhielt. Sie verschlang die Geschichten über das Leben der Heiligen und schwor sich, ebenso tugend- und märtyrerhaft zu werden.

Während sie auf den Moment wartete, allen ihren Mut und ihre Tugend zu beweisen, verzichtete sie zugunsten der anderen auf Vergnügungen aller Art, indem sie ihnen den besseren Platz ließ, das größere Stück Brot – oder sie schob die Zuckerstange, die sie sonntags bekamen, als Opfergabe unter den roten Teppich in der Kapelle. Durch ihr Handeln fühlte sie sich gereinigt und der göttlichen Gnade näher, an die sie mit ihren sieben Jahren aus tiefstem Herzen glaubte. Sie suchte die Einsamkeit der Kapelle; kniend, die Augen auf die Heiligenbilder gerichtet, betete sie inbrünstig: „Lieber Gott, mach, dass ich gut werde. Und guter Jesus und heilige Jungfrau Maria, beschützt meine Eltern. Macht, dass alles gut ausgeht und wir wieder vereint werden...“.

Im Waisenhaus herrschte große Aufregung. Ganz im Geheimen wurde der Geburtstag der Mutter Oberin vorbereitet. Es wurden fleißig Gedichte, Tänze und lebende Bilder einstudiert. Im Korridor waren einige Kinder postiert, um die anderen zu warnen, wenn die Mutter Oberin sich näherte. Dann kamen alle Aktivitäten zum Erliegen. Die Schwestern wandten sich mit gespielter Gelassenheit ihren gewohnten Aufgaben zu, während die Kinder mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen in gekünstelten Bewegungen verharrten. Mutter Celina ließ sich nichts anmerken: Dringende Angelegenheiten vortäuschend, ging sie rasch vorbei. Sobald sie sich entfernt hatte, wurden die Proben mit noch mehr Enthusiasmus fortgesetzt. Die Kleinen übten den Tanz der Sonnenschirme zu den Klängen eines Wiener Walzers, und die Älteren bereiteten russische Kosakentänze und eine prächtige Polonaise vor. Als echte Slawen hatten sie Musik und Tanz im Blut und großes Talent für Rhythmus und Beweglichkeit.

Musia war als Ersatz für ein fehlendes Mädchen bestimmt worden, und so konnte sie ihr Talent für das Tanzen unter Beweis stellen. Sie durfte an den Proben teilnehmen. Sie bekam sogar ein Solo beim Zigeunertanz, den sie mit einer echten Zigeunerin namens Stepha tanzen sollte. Stepha war eine von den drei

Zigeunerkindern, die kurz nach Musias Ankunft von der Mutter Oberin aufgenommen worden waren. Sie hatte dunkle melancholische Augen, dunkle Haut und den Kopf ganz kahlrasiert – wegen der Läuse. Wie Musia, war auch sie eine Außenseiterin, jedoch mit dem Unterschied, dass sie gar nicht erst versuchte, sich den anderen anzunähern. Still und verschlossen stand sie stundenlang da, ohne ein Wort zu sprechen und völlig gleichgültig gegenüber dem, was um sie herum geschah. Nur in der Gegenwart ihrer beiden kleinen Schwestern kam Leben in sie, mit ihnen führte sie lange Gespräche in einer merkwürdigen fremden Sprache. Musia beneidete sie um die stolze Gleichgültigkeit, mit der sie ihrem feindlichen Umfeld gegenübertrat. Sie verlieh ihr Würde und machte sie unverwundbar.

Nur einmal kam sie ein wenig aus sich heraus. Musia und sie waren gerade auf der Wiese hinter dem Haus, um Unkraut zu jäten. Da sah Stepha, wie Musia den Duft der frisch umgegrabenen Erde tief einatmete, diese Geste löste ein Gefühl der Verbundenheit bei den beiden aus, und Stepha fasste Mut und sagte ein oder zwei Sätze in tadellosem Polnisch zu Musia, die es genau als das verstand was es war: Ein Zeichen von Kameradschaft, nicht mehr und nicht weniger. Für einen kurzen Moment waren sie Seelenverwandte, dann zog sich Stepha wieder in sich selbst zurück.

Die Zigeuner faszinierten Musia schon lange. Sie kannte die unglaublichen Geschichten, die über sie erzählt wurden. Es hieß, sie wären die Geiger des Teufels, dass sie kleine Kinder raubten und vieles mehr. Zu der Zeit, als es ihr noch erlaubt war, frei durch die Stadt zu laufen, kam sie einmal an den kleinen kasernenartigen Flachbaracken vorbei, in denen die Zigeuner hausten. Es war laut und die Luft voll seltsamer Gerüche. Überall hingen zerlumpete Kleider, und es wimmelte von Kindern. Der Ort schien ihr wie eine kleine, fremdartige, von der Welt vergessene Insel.

Nach diesem Einblick in das Nomadenleben der Zigeuner fasste Musia, als sie noch bei den Delkiewicz wohnte, den

Entschluss, fortzugehen. Mit einem Bündel unter dem Arm verließ sie bei Tagesanbruch auf Zehenspitzen das Haus. Doch der Vater von Danielle sah, wie sie versuchte, sich davonzustehlen und stellte sie zur Rede. Sie erzählte ihm von ihrem Vorhaben, sich den Zigeunern anzuschließen, woraufhin er sie unverzüglich und noch ehe die Eltern erwachten, zurück ins Haus brachte.

Am Abend vor dem Fest für die Mutter Oberin ergab sich für die Kinder, die den ganzen Tag Girlanden geklebt hatten, die Gelegenheit, ein überraschendes Spektakel mitzuerleben. Der Vater von Stepha, der von den Vorbereitungen für das Fest erfahren hatte, kam in Begleitung von etwa zehn weiteren Zigeunern, um der Mutter Oberin seine Glückwünsche zu überbringen. Sie platzten mitten in die Generalprobe. Die Musik spielte, und alle trugen ihre Kostüme, da konnten die Männer nicht widerstehen, und im nächsten Augenblick hatten einige der kräftigen Zigeuner Tische und Stühle zur Seite geräumt und begannen zum Klang eines woher auch immer aufgetauchten Akkordeons, wild zu tanzen. Sie sprangen in feurigem Rhythmus über Hindernisse, schlugen die Hacken zusammen und stießen dabei wilde Schreie aus. Ihre Arme flogen durch die Luft, während ihre im Halbdunkel glänzenden schwarzen Schuhe im Takt auf den Boden schlugen. Von überall kamen die Schwestern angelaufen. Die Kinder waren zunächst wie gebannt, doch dann begannen sie, im Takt zu klatschen und stimmten in die Rufe der Männer mit ein.

Als die Mutter Oberin auftauchte, steigerte sich die Stimmung noch, und sie unterbrach das Spektakel nicht, denn sie wusste die Ehrung zu schätzen, die ihr hiermit zuteil wurde. Erst, als zwei junge Zigeuner versuchten, ein paar Mädchen zum Tanzen aufzufordern, griff sie ein. Musia fühlte sich wie im siebten Himmel. Ihre Wangen glühten vor Begeisterung, und sie war erfüllt von bisher unbekannten Empfindungen. Sie kam sich vor wie in einem Traum.

Die Konsequenzen ließen nicht lange auf sich warten. Als die Proben wieder aufgenommen wurden, entdeckte die Mutter Oberin Musia in ihrem Kostüm. Sie erfuhr, dass Musia bei dem Auftritt mitwirken sollte und wurde wütend: „Sind Sie wahnsinnig?“, schrie sie Schwester Johanna an, die für die Vorbereitungen des Fests verantwortlich war. „Es werden Zuschauer aus der ganzen Stadt anwesend sein. Sie könnte erkannt werden!“ Sie befahl Musia, ihr Kostüm auszuziehen. Für Musia brach eine Welt zusammen. Sie war enttäuscht und spürte einen tiefen Schmerz. Wie sehr hatte sie sich gewünscht, ein Waisenkind wie die anderen zu sein, und wieder wurde sie in ihre Schranken verwiesen. Wieder musste sie sich verstecken, ihren unsichtbaren Makel wurde sie nicht los. Das war zu grausam. Sie brach in Tränen aus und flüchtete sich in den menschenleeren Schlafsaal. Warum nur konnte sie nicht so leben wie alle anderen? Sie wollte das nicht akzeptieren, doch sie fand keine Antwort auf diese Ungerechtigkeit. All die Anschuldigungen gegenüber den Angehörigen ihrer Religion widersprachen komplett ihrer Logik. Waren sie schuldig? Nein! Weder sie, noch ihre Eltern, noch irgendjemand aus ihrer Verwandtschaft hatten Jesus getötet. Gott war gerecht, also konnte er sie nicht für ein Verbrechen bestrafen, das sie nicht begangen hatten. Was hatte ihre Familie, was hatte sie getan, dass sie sich verstecken musste? Sie zerbrach sich vergeblich den Kopf. Sie fand nichts, was schwer genug wog, eine derartige Verfolgung zu rechtfertigen. Schließlich gab sie den Versuch auf, diese wider jede Logik funktionierende Welt der Erwachsenen zu verstehen, und schlief völlig erschöpft ein.

Den nächsten Tag verbrachte sie im Saal bei den Säuglingen. Von unten drangen die Musik und der Lärm des Festes zu ihr. Sie versuchte, etwas von dem Programm mitzubekommen. Sie wagte sich bis auf den Treppenabsatz vor und riskierte vorsichtig, damit niemand sie sah, flüchtige Blicke über das Geländer hinweg. Ab und zu kam eine Gruppe Kinder in festlicher Kleidung

lachend über den Flur gehüpft. Später sah sie eine der Schwestern vorbeigehen, die Arme vollgepackt mit Girlanden und Blumenkränzen.

Aus der Küche kam ein verlockender Geruch. Musia hatte seit dem Vortag nichts gegessen. Ihr Magen zog sich vor Hunger zusammen und bereitete ihr schmerzhafte Krämpfe. Man hatte sie vergessen. Am Abend kam eine Schwester, um die Kleinen ins Bett zu bringen, und entdeckte Musia, die schlafend neben der Tür lag. Sie brachte ihr ein Butterbrot und einen Apfel. Das war alles, was vom Festmahl übrig geblieben war. Musia träumte von den nicht vorhandenen Leckereien, während sie gierig ihr kleines Mahl verschlang.

Doch als sie von der Schwester erfuhr, dass sie zu ihren Eltern zurückkehren könne, überschlug sich ihr Herz vor Freude. All ihr Kummer verflog, und es war eine glückliche und erleichterte Musia, die am Abend friedlich einschlief.

Das Vorspiel

Unter den gerührten Augen ihrer Mutter verzehrte Musia genüsslich ein köstliches Omelett. Sie war in den Schoß der Familie zurückgekehrt. Sie ließ es sich gut gehen und genoss ausgiebig einen Luxus, den sie vorher nie richtig zu schätzen gewusst hatte – die Familie. Gesättigt blickte sie um sich. Sie liebte diesen Ort; klein, aber warm und freundlich erschien er ihr im Vergleich zu dem weitläufigen Schlafsaal im Waisenhaus. Eine kleine Kammer diente als Küche, Tisch und Bett nahmen fast den ganzen Raum ein. Musias Bett war ein Sessel. Eine Tür führte in eine relativ große Nische, in der sich eine an der Wand befestigte Bank, ein weißes Laken, ein Eimer und einige auf einem kleinen Tisch ausgebreitete medizinische Geräte befanden. Das war das Behandlungszimmer.

Trotz der spärlichen Einrichtung wirkte die Wohnung freundlich dank eines schönen gusseisernen Balkons mit Blick auf den immer sehr belebten Marktplatz, an dessen Ende der Kirchturm emporragte. Das Haus war alt. Die beiden in mehrere Wohnungen aufgeteilten Etagen – Zeugen einst besserer Zeiten – wurden ausschließlich von Juden bewohnt.

Zum ersten Mal in ihrem Leben wohnte Musia mit anderen Juden zusammen. Sie kamen ihr fast genauso exotisch vor wie die Zigeuner. Die Nachbarn auf ihrer Etage waren ein Rabbiner, seine Frau und ihre sieben Kinder. Neugierig beobachtete Musia die bärtigen Männer in ihren schwarzen Gewändern. Die Frau des Rabbiners, eine kräftige Person, trug ein straff um den Kopf gebundenes weißes Tuch und erzog ihre Kinder mit energischer Hand. Die Kinder, es waren so viele, dass Musia ganz schwindelig wurde. Sie sprachen eine seltsame Sprache, es klang ein bisschen wie Deutsch, vermischt mit leicht veränderten polnischen

Wörtern. Die Jungen trugen lange Schläfenlocken und merkwürdige Namen – Motke, Shul, Yankel – sie traten immer in Gruppen auf und schienen sich überhaupt nicht für Mädchen zu interessieren. Sie verbrachten mehr Zeit mit Gesprächen, bei denen sie, die Älteren nachahmend, auf und ab gingen, als mit den für ihr Alter typischen Spielen. Besonders interessierten Musia die Mädchen: Sie trugen trotz des beginnenden Sommers langärmlige Kleider und Wollstrümpfe.

Diese ganze Welt schien wenig mit ihr und ihrer Familie gemein zu haben. Warum also sollte sie sich mit ihnen zusammentun? Was verband sie mehr mit diesen Menschen als mit den polnischen Waisenkindern, die immerhin die gleiche Sprache, die gleichen Gewohnheiten hatten wie sie. Die Religion? Weder im Christentum noch im Judentum war sie zu Hause, und wenn sie sich entscheiden sollte, dann gab sie eindeutig dem Christentum den Vorzug. Sie mochte die frommen Darstellungen, die feierlichen und eindrucksvollen Rituale und die fröhlichen Feste. Ja, ganz klar, sie wäre lieber katholisch als jüdisch. Was gab es denn für Ähnlichkeiten zwischen ihr und den Nachbarn von gegenüber? Höflich gingen sich die Kinder aus dem Weg. Musia fand, dass sie ständig schrien und schmutzig waren, und in ihrem Urteil lag dabei auch eine Spur Verachtung. Wenn sie sich im Treppenhaus begegneten, gingen sie gleichgültig an Musia vorbei, und sie bemerkte, dass sie in ihren Augen nur eine „Goi“ war, die nichts von ihrer Religion verstand.

Musia war glücklich. Sie war wieder zu Hause, bei ihren Eltern. Sicher, sie mussten vieles entbehren und hatten auch nicht genug zu essen. Aber was war das schon? Sie bekam Streicheleinheiten von ihrer Mutter, und ihr Vater war bei ihnen. Musia las begierig „Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerson“ von Selma Lagerlöf und war völlig verzaubert von der Magie dieser fantastischen Geschichte. Ihr Vater brachte ihr das Rechnen bei und war sehr stolz auf die Fortschritte, die sie machte.

Manchmal sah sie durch den Türspalt den Rabbiner: Er war ein alter Mann mit weißem Bart; völlig unbeeindruckt von dem Lärm um ihn herum, war er stets in seine Lektüre vertieft. Er verließ die Wohnung nie. Um den Haushalt kümmerten sich seine Frau und die zwei ältesten Söhne.

Bald lernte Musia ein paar der Kinder von den anderen zu unterscheiden. Mit einem der Mädchen freundete sie sich sogar an. Vera war in ihrem Alter und fiel auf wegen ihrer glatten Haare, um die Musia sie beneidete, und wegen ihrer blauen Augen, mit denen sie eher den Kindern im Waisenhaus ähnlich sah als ihren krausköpfigen rothaarigen Geschwistern. Sie sprach gut Polnisch, und die beiden Mädchen fanden schnell eine gemeinsame Sprache. Gemeinsam spielten sie „Himmel und Hölle“ im Hof des Hauses, der sehr schmutzig war und voller Müll. Unter die anderen Kinder mischten sie sich nur selten. Vera wurde Musias Vertraute, und unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte sie ihr von ihrer großen Liebe, einem etwa 12-jährigen Jungen, der in einer Villa mit Garten auf der anderen Seite des Marktplatzes in der Nähe der Kirche wohnte. Vom Balkon aus beobachtete Musia aus der Ferne ihren „Auserwählten“. Seine Gesichtszüge konnte sie nicht erkennen, aber sie liebte die selbstsichere Art, mit der er sich bewegte, und die entschlossene Geste, mit der er sich die goldglänzenden Haare aus dem Gesicht strich, wenn er allein oder mit seinen Freunden draußen spielte.

Sonntags stand sie extra zeitig auf, um zu sehen wie er mit seinen Eltern zur Messe ging. Hübsch und sehr elegant sah er aus in seinem marineblauen Anzug. Da sie seinen Namen nicht kannte, nannte sie ihn einfach „den Jungen“. Sie erdachte sich die verrücktesten Geschichten, in denen sie einander durch irgendeinen glücklichen Zufall begegneten. Während sie sehnlichst auf dieses unwahrscheinliche Ereignis wartete, schwärmte sie Vera weiter von ihrem fernen Idol vor.

Eines Tages beobachtete sie geschäftiges Treiben im Garten der Villa. Am frühen Nachmittag kamen sonntäglich gekleidete Kinder an, die Mädchen trugen Schleifen im Haar. Sie verstand, es war der Geburtstag „des Jungen“. Und dann kam er endlich, gutaussehend wie immer, trat er aus der Villa. Das Fest fand im Garten statt, und Musia konnte ihren Blick nicht von den tanzenden Mädchen in ihren blauen und rosafarbenen Kleidern lösen. Sie stellte sich vor, dabei zu sein und an ihren Vergnügungen teilzuhaben. Natürlich wusste sie, dass das unmöglich war. Instinktiv spürten die Kinder, dass sie die schützenden Mauern ihres Hofes nicht verlassen durften. Sie verstanden, dass alles, was außerhalb des Hauses lag, für sie eine Gefahr bedeutete. Für sie war die Straße ein gefährlicher und unsicherer Ort. Auch die Erwachsenen gingen nur nach draußen, um den allernotwendigsten Verpflichtungen nachzukommen. Widerwillig verließen sie das Haus und kamen schnell wieder zurückgehasst in die vermeintliche Sicherheit des Hauses. Nur einmal wagte sich Musia nach draußen. Sie überzeugte Vera, mit ihr zu dem verlassenem Gelände eines stillgelegten Warenlagers zu kommen, das sich gleich hinter ihrem Hof befand. Dort war der Lieblingsspielplatz der polnischen Kinder. Wegen der Demütigungen und Schläge, die sie dort seit frühester Kindheit erlitten hatten, trauten sich die Kinder aus Musias Haus dort nicht hin. Vera aber ließ sich, angetrieben von der Aussicht auf reiche Beute – in Ermangelung von richtigem Spielzeug, sammelten die Kinder bunte Scherben, die sie dort zu finden hoffte – mitreißen, und außerdem hatte Musia sie überzeugt, dass sie in ihrer Begleitung von den polnischen Kindern nichts zu befürchten hätte. War nicht Musia ihr ganzes Leben mit ihnen befreundet gewesen? Es war ein Fehler. Sofort waren sie von einer Gruppe Straßenjungen umzingelt. „Juden! Juden!“, riefen sie. „Ihr habt nicht das Recht, hierherzukommen!“, brüllte einer und blickte verächtlich auf sie herunter. Musia dachte an ihr Versprechen und protestierte: „Der Hof gehört doch allen.“ Mit eiskaltem Blick fixierte sie der

Junge. „Möchtest du eine Ohrfeige?“ „Nein, möchte ich nicht!“ Und Knall! Eine schallende Ohrfeige landete mit Schwung in Musias Gesicht und riss ihr fast den Kopf vom Hals. „Hättest du ja gesagt, hättest du keine bekommen!“, sagte der Junge. „Möchtest du jetzt eine Ohrfeige?“ – „Ja“, rief das kleine Mädchen völlig verängstigt. „Da hast du sie!“ Und ein neuer Schlag ließ sie taumeln und im nächsten Moment schossen ihr die Tränen in die Augen. „Und jetzt verschwindet! Ab mit den Juden nach Palästina!“, schrie er. Gedemütigt und mit brennenden Wangen rannten Musia und Vera unter dem Hohngelächter der Jungen davon.

Nach diesem Vorfall wurde Musia klar, wie sehr sich ihre Welt seit Beginn des Krieges verändert hatte. Hilflos klammerte sie sich an ihre einzige Zuflucht, die einzigen Menschen, die sie nie enttäuscht hatten: Ihre Eltern. Bei ihnen fühlte sie sich sicher, ließ sich umsorgen, dachte nur an sich, ohne in ihren blassen Gesichtern zu lesen, den traurigen Augen, ohne ihre Ängste und Befürchtungen wahrzunehmen, ohne sich zu fragen, woher das wenige Essen kam, jetzt, wo ihr Vater die meiste Zeit zu Hause war und nur noch selten einige Juden aus der Nachbarschaft zur Behandlung empfing – und dann meistens unentgeltlich.

Sie kümmerten sich um Musia und um ihre Bildung. Sie hielten die Erinnerung an die glückliche Vergangenheit wach, die langsam zu einer Legende wurde.

Von Zeit zu Zeit wagte sich eine Bekanntschaft zu ihnen und brachte jedes Mal alarmierende Neuigkeiten, die ängstlich kommentiert wurden.

Die Überraschungsparty der Nazis

Musia schreckte aus dem Schlaf hoch. Voller Angst bemerkte sie die Stille. Das Haus kam ihr tot vor. Kein Lärm, kein Ton, gar nichts war zu hören. Ihre Eltern, die noch blasser waren als sonst, halfen ihr, sich anzuziehen und legten einen Finger auf den Mund. „Psst!“ Was war passiert? Ihr Vater brachte sie in das Nebenzimmer. Sie erschrak. Herr Begleiter, der jüdische Zahnarzt, und seine Familie waren auch schon da. Ein Wort wurde immer wieder geflüstert: „Säuberungsaktion!“ Was wollten sie damit sagen? Was hatten die ernsten Gesichter der Erwachsenen zu bedeuten? Ihr Vater versperrte die Tür, davor hatte er das Schild gehangen: „ARZT“. Ein lächerlicher Versuch, sie zu schützen. Aber woran klammert man sich nicht alles, wenn man am Ertrinken ist? Die Stunden vergingen, während sie ängstlich auf das kleinste Geräusch lauschten, das von der seltsam stillen Straße zu ihnen heraufdrang. Aus der Ferne hörten sie den schrillen Ton von Trillerpfeifen, manchmal gefolgt von Schüssen. Gegen Ende des Vormittags, als die kleine Gruppe gerade anfang aufzuatmen, hörten sie auf einmal laute Stimmen und großen Lärm von draußen, dazwischen mischte sich das Jammern und flehentliche Bitten Erwachsener und Kinderschreie. Kurz darauf das Trampeln von Schuhen auf der Treppe. Kolbenschläge gegen die Tür. Unsere Tür? Nein, die des Rabbiners. Ein kurzer Moment der Erleichterung. Einen Moment stand alles still, dann: „AUFMACHEN!“. Wütende Faustschläge trommelten gegen die Tür. Angst und Panik füllte den Raum. Schließlich gab der Arzt auf, ging zur Tür und öffnete. Zwei junge bewaffnete Soldaten standen vor der Tür. Vergeblich hielt Musias Vater ihnen seinen „AUSWEIS“ hin.

Ungeduldig schoben sie ihn zur Seite. „LOS, LOS! SCHNELL!“ Dicht gedrängt an ihre Eltern, trat Musia ins Treppenhaus. Dort sah sie die Familie des Rabbiners. Geschlossen gingen sie, von Soldaten eskortiert, würdevoll und schweigend die Treppen hinunter. Musia suchte Veras Blick, doch die ging seltsam ruhig und gefasst an ihr vorbei, als würden sie sich nicht kennen. Es war das letzte Mal, dass Musia sie sah.

Im Hof waren alle Hausbewohner versammelt. In Vierergruppen standen sie da, und, von den Soldaten angetrieben, setzten sie sich in Bewegung. Es war ein sonniger Tag. Auf dem Bürgersteig hielten die Leute an und sahen ihnen nach. Es wirkte wie ein Spaziergang, und wären die Soldaten nicht gewesen, hätte Musia es richtig schön gefunden.

Sie kamen auch an der Villa des „Jungen“ vorbei. Wie alle anderen hielt auch er sich vor dem Haus auf. Musia sah ihn nun zum ersten Mal aus der Nähe. Sie hatte sich nicht getäuscht. Er war schön. Einen Augenblick lang kreuzten sich ihre Blicke. Hatte er sie erkannt? In seinen Augen lag nur allgemeine Neugierde. Musia wurde rot, als ihr die demütigende Situation bewusst wurde, in der sie sich befand: Auf sie war eine Waffe gerichtet, und sie wurde abgeführt wie eine Verbrecherin. Am liebsten wäre sie im Boden versunken, so sehr schämte sie sich.

Je näher sie dem Bahnhof kamen, desto dichter wurde das Gedränge. Aus den Gassen kamen weitere Gruppen dazu, getrieben von deutschen Soldaten, die, bereit zum Schießen, ihre Waffen auf sie gerichtet hielten. Im Bahnhof selbst drängte sich bereits eine große Menschenmenge: Viele Leute schrien und suchten nach ihren Angehörigen und Freunden. Einige SS-Männer verfrachteten die Familien auf Lastwagen, bis diese zum Bersten voll waren. Andere zählten laut die Personen, die auf den nächsten LKW kommen sollten. Musia und ihre Eltern standen ein wenig abseits. Betäubt von dem Lärm und den Verzweiflungsschreien, sahen sie die Soldaten unweigerlich näher kommen. Der Arzt

suchte vergeblich nach einem Weg, seine Familie zu retten, als plötzlich ein ranghoher ukrainischer Offizier – die man die „Blauen“ nannte und die bekannt waren für ihre Grausamkeit gegenüber den Juden – in ihre Richtung gelaufen kam.

Mutig stellte sich Musias Vater ihm in den Weg. „Ich bin Arzt“, sagte er auf Ukrainisch zu ihm, „ich habe viele Deiner Leute gerettet. Kannst Du mir und meiner Familie helfen?“ Überrascht blieb der Ukrainer stehen, sah ihn an und strich dabei über seinen Revolver. Er zögerte einen Augenblick („In dem Moment dachte ich, er würde mich auf der Stelle erschießen“, erzählte Musias Vater später). Dann hatte er sich entschieden, drehte sich um und sah Musia und ihre Mutter an. „Die drei nehme ich mit“, sagte er zu dem Soldaten, der sie bewachte. Er hielt seinen Revolver auf sie gerichtet und trieb sie vor sich her. Je mehr sie sich vom Bahnhof entfernten, desto mehr nahm die Anspannung der Eltern ab.

Sie kamen am Haus der Delkiewiczzs vorbei, und die Erinnerung an das vergangene Glück schnürte Musia das Herz zu. Über Umwege liefen sie auf den Fluss zu und Richtung Stadtrand. Als sie die letzten Häuser hinter sich gelassen hatten, wurde der Offizier menschlicher. Er steckte seinen Revolver weg und begann eine Unterhaltung. Als überzeugter Nationalist wollte er vor allem eine unabhängige Ukraine und war auch bereit, sich mit dem Teufel zu verbünden, wenn ihm das seinem Ziel näher brächte. Er zeigte ihnen Bilder von seiner Frau und seinen Kindern, die in einem Dorf bei Kiew geblieben waren. Wie sehr sie ihm doch fehlten!

Roman – mit diesem Namen stellte er sich vor – reagierte verlegen auf die Tränen der Dankbarkeit, die ihre Rettung bei Musia und ihrer Familie hervorrief. Er beugte sich zu Musia, hob sie hoch in seine Arme und sagte zu ihr: „Bete für mich, Kleine!“.

Er zeigte ihnen den sichersten Weg zurück in die Stadt und dann ging er fort.

Sie waren gerade losgelaufen, da hörten sie Schüsse. Ihnen stockte der Atem: „Er will uns hinterrücks erschießen.“. Aber

Musia blieb ruhig. Sie spürte, dass Roman ihnen nichts tun würde. Noch zweimal schoss der ukrainische Offizier in die Luft: Man sollte glauben, er habe sie erschossen. Vorsichtig schlichen sie zurück und erreichten den Garten eines verlassenem Hauses in der Nähe der Delkiewiczs. Dort warteten sie, versteckt im Gebüsch, auf die Abenddämmerung, um dann für die Nacht bei einem Bekannten unterzuschlüpfen, einem Friedensrichter, der als alter polnischer Patriot ein entschiedener Gegner der Nazis war. Am nächsten Tag, nachdem der Richter aus der Stadt zurückgekehrt war und ihnen mitteilte, dass es dort ruhig sei, kehrten sie in ihre Wohnung zurück.

Auf den ersten Blick schien sich nichts verändert zu haben. Ihre Sachen lagen noch genauso da, wie sie sie zurückgelassen hatten. Auf der Straße waren von Zeit zu Zeit vereinzelte Juden, erkennbar an ihrer Armbinde, zu sehen. Durch die Mauern waren Stimmen aus den anderen Wohnungen zu hören. Aber wie kam es, dass alles so still erschien? Was fehlte diesen Alltagsgeräuschen? Die Erkenntnis war ein Schock: Es gab kein einziges Kind mehr im Haus. Die Deutschen hatten sie alle mitgenommen und ebenso die Alten. Die beiden ältesten Söhne des Rabbiners kamen sichtlich verstört zu Musias Vater und erzählten ihm alles über die „Evakuierung“ – So nannten die Deutschen den Völkermord. Niemand ließ sich davon täuschen. Die Transporte, die zum jüdischen Friedhof fuhren, der zur verbotenen Zone erklärt worden war, die Maschinengewehrsalven, die dann zu hören waren, das alles ließ wenig Zweifel am Schicksal der Abtransportierten. Der Selbsterhaltungstrieb ist eine so starke Kraft, dass die Menschen es vorziehen, an den Mythos der Deportation zu glauben, und hoffen, dass die Deutschen sich mit den letzten abtransportierten Opfern zufrieden geben und die anderen freilassen würden. Schließlich sind die Deutschen doch eine hoch zivilisierte Nation?

Zu Beginn des Krieges, während heftiger Diskussionen, wehrte sich ihr Vater gegen die Geschichten über den Horror und die

Massaker, die man dem III. Reich vorwarf. Er hatte den ersten Weltkrieg mit seiner Familie in Wien erlebt, hatte die deutsche Kultur intensiv kennengelernt, und so fiel es ihm schwer, die Realität zu akzeptieren.

Die dramatischen Ereignisse, die über Musia hereinbrachten, erlebte sie, ohne sie zu verstehen. Sie spürte die Angst und Verzweiflung der Menschen um sie herum: Sie nahm die Gefahr wahr, die für sie alle bestand, doch der Tod war für sie ein abstrakter Begriff. Mit der, den Kindern eigenen glücklichen Gabe des Vergessens, nahm sie die Situation so an, wie sie war. Sie flüchtete sich in Spiele und hörte ein für alle Mal auf, diese verrückte Welt in Frage zu stellen.

Da Musia wusste, dass sie die Spielgefährten aus ihrem Haus nicht mehr wiedersehen würde, fand sie sich mit ihrer Abwesenheit ab und spielte allein, las, zeichnete und verlor sich in einer Welt, die ihr besser entsprach als die Welt, in der sie lebte.

Es folgte eine kurze Zeit, in der sich das Leben zu normalisieren schien. Jede Familie hatte Verluste erlitten. Die jungen Leute hatten ihre alten Eltern verloren und die Eltern ihre Kinder. Die Übriggebliebenen gingen wieder ihren Verpflichtungen nach, jedoch sahen sie dabei aus wie Zombies, ihr Blick war leer und ausdruckslos.

Bald gingen Gerüchte herum, die flüsternd von Mund zu Mund weitergetragen wurden. Und Musia nahm einen neuen Begriff in ihren Wortschatz auf: das „Ghetto“. Es hieß, die Deutschen umgrenzten ein Gebiet um einige verlassene Häuser in der Nähe der alten Schmiede mit Stacheldraht und Steinmauern, um dort die Juden aus der Stadt – die wenigen, die noch übrig waren – unterzubringen. Und so war es auch. Die furchtbaren Gerüchte wurden schließlich Realität. In den von Juden bewohnten Häusern wurden Plakate angebracht, mit dem Befehl, bis zu einem bestimmten Datum ins Ghetto umzusiedeln. Jeder Jude, ob Erwachsener oder Kind, der sich nach diesem Datum außerhalb

des Ghettos aufhalte, werde mit dem Tode bestraft. Sie lasen den Befehl ruhig und voller Resignation durch. Dann begannen sie mit den Vorbereitungen für ihre Abreise, suchten ihr wenig Hab und Gut zusammen. Am Tag vor dem endgültigen Auszug erfuhr Musia, dass sie ihre Eltern nicht begleiten würde. Sie kam zu einer polnischen Frau, die sie gegen Bezahlung bei sich verstecken sollte. Musia reagierte nicht mehr. Sie ließ sich von den Ereignissen treiben. Sie verstand den Kummer und den Schmerz ihrer Eltern und wollte sie nicht noch zusätzlich durch ihre Tränen belasten.

Sie war zutiefst traurig. Selbst die Nachricht über einen Sohn der Frau, mit dem Musia würde spielen können, tröstete sie nicht. Es kam der Abend des Abschieds. Eine große dünne Frau kam, um sie abzuholen. Sie machte keinen bösen Eindruck und schien gerührt von den verzweiferten Liebkosungen, die das Kind mit seinen Eltern austauschte.

Seltsamerweise litt Musia bei dieser Trennung weniger als beim ersten Mal. Sie war wie betäubt und ihre Gefühle schienen ganz abgestumpft zu sein.

Wie ihre Leidensgenossen akzeptierte sie das Unvermeidliche.

Die Gefangene

In einer kleinen Wanne hockend, nahm Musia ein Bad. Frau Zawadowska hielt ihr ein Frotteehandtuch hin und wartete geduldig, bis Musia sich fertig gewaschen hatte. Yacek, ihr dreizehnjähriger Sohn drehte beschämt den Kopf, um das kleine Mädchen nicht in Verlegenheit zu bringen.

Hinter der Wand zur Nachbarwohnung schrie ein Baby. Es war jetzt drei Monate her, dass Musia ihre Eltern verlassen hatte und bei Frau Zawadowska lebte. Sie war hier nicht unglücklich. Frau Zawadowska war gut zu ihr, und Yacek war ein aufgeweckter Junge mit wenig ansprechendem Äußeren, mit dem sie sich nicht langweilte. Für seine Mutter war er das Wichtigste auf der Welt: Er war der eigentliche Kopf der Familie. Er behandelte Musia mit herablassendem Wohlwollen und betrachtete sie ein bisschen wie ein Haustier.

Dank des Geldes von Musias Eltern, konnten sie von dem kleinen dunklen und feuchten Zimmer im Untergeschoss in der Nähe des Bahnhofs, in dem sie am Anfang wohnten, in eine Zweizimmer-Wohnung im ersten Stock eines Hauses in der Nähe der Kirche ziehen. Das war vor allem für Musia eine positive Veränderung, die sich die meiste Zeit in einem Kohleverschlager verstecken müssen, damit sie nicht durch das auf Höhe des Bürgersteigs liegende Fenster gesehen wurde. Jetzt konnte sie sich frei bewegen, durfte sich nur nicht in der Nähe der Fenster aufhalten und nicht laut sprechen, denn „die Wände haben Ohren“. Für sie wurde ein Versteck hinter dem Spiegelschrank eingerichtet, den sie ein wenig von der Wand wegschoben, so dass Musia – klein wie sie war – dahinter schlüpfen konnte, wenn ein Besucher kam, zum Glück ein seltenes Ereignis in diesen unruhigen Zeiten.

Frau Zawadowska, eine fromme Person, war ganz hingerissen

von dem Eifer des kleinen Mädchens und brachte ihr zahlreiche schöne Gebete bei. Gemeinsam knieten sie dann betend vor dem Bild der Jungfrau Maria, das über dem Bett hing.

Das Baby hinter der Zimmerwand beschäftigte Musia. Es hieß Christine, und Musia war ganz entzückt von seinem Lallen; hingerissen ließ sie sich von Frau Zawadowska von seinen Fortschritten berichten. Manchmal wurde sie nachts von dem Weinen des Babys wach. Dann hörte sie die weiche und liebevolle Stimme der Nachbarin, und ihr wurde klar, was ihr selbst fehlte: Schmerzhaft spürte sie das Fehlen ihrer eigenen Mutter.

Eines Tages ging Frau Zawadowska aus, und Musia blieb mit Yacek allein in der Wohnung. Tags zuvor hatten sie eine Errungenschaft gemacht: Ein geblümtes Sofa stand nun in der Wohnung. Doch, welch Schreck, es war voller Wanzen. Ausgerüstet mit einem Kanister voller Petroleum, machte sich Yacek daran, das Sofa zu desinfizieren. Vorsichtig hob er die Polster an und verteilte großzügig die dunkle Flüssigkeit. Angewidert beobachtete Musia das wimmelnde Ungeziefer. Sie ekelte sich beim Anblick der vielen Wanzen, die windend versuchten, ihrem Tod zu entgehen. Sie wehrte sich gegen den Vergleich zwischen diesem Ungeziefer und den Juden, beide Opfer massiver Verfolgung, der ihr unterbewusst in den Sinn kam.

Es klingelte an der Tür, Musia lief in ihr Versteck hinter dem Spiegel. Yacek öffnete. Laufschritte. Lärm. Ein Mann rief: „Halt! Halt! – oder ich schieße!“. Was passierte da? Im nächsten Augenblick wurde es Musia klar: DIE DEUTSCHEN!. Durch den Spalt hinter dem Schrank sah sie zwei Männer eintreten, die anfangen, das Zimmer zu durchsuchen, dabei verrückten sie auch die Möbel. Gleich würde man sie entdecken.

Sie nahm all ihren Mut zusammen und kam aus ihrem Versteck. „Was suchen die Herren?“, fragte sie kleinlaut und versuchte das Zittern zu unterdrücken. Die beiden Männer drehten sich abrupt um. Sie starrten sie an. Der ältere fragte sie: „Was

machst du hier? Wie heißt du?“. Musia leierte ihre Geschichte herunter. Ihr Name wäre Anna Koplowicz, sie wäre zu Besuch bei ihrer Tante. Der Soldat, der jüngere von beiden, mit schönen rosigen Wangen, musterte sie verächtlich. „Und was machst du hinter dem Schrank?“ Sie zögerte einen Moment, und dann improvisierte sie: Yacek und sie hätten gerade Verstecken gespielt. Sie merkte selbst, dass die Geschichte leicht zu durchschauen war. Während der Soldat sie mit seinen ausdruckslosen stahlblauen Augen anstarrte, zerquetschte er unter seinem Stiefel die Wanzen, die in alle Richtungen davonskrochen. „Na los, gib zu, dass du Jüdin bist!“ Es war der andere, der jetzt mit ruhiger und überzeugender Stimme zu ihr sprach. Musia widersprach energisch: „Nein, ich bin keine Jüdin! Juden sind widerlich, ich fühle mich beleidigt!“ – fügte sie voller Verzweiflung hinzu. „Zieh dich an, wir nehmen dich mit!“. – Musia begann zu weinen. Sie bat die Männer, noch ein letztes Mal beten zu dürfen. „Zu wem möchtest du denn beten? Zu Moses?“, fragte der Soldat sie in spöttischem Ton. – „Nein, Moses hat Hörner!“, schluchzte das Kind. „Ich möchte zur Jungfrau Maria beten!“ Der Soldat blickte den anderen, der in Zivil gekleidet war, fragend an. Dieser zuckte mit den Schultern. „Gut, dann bete, aber mach schnell.“ Sie warf sich vor dem Bett auf den Boden und begann mit lauter Stimme zu beten: „Heilige Maria, Mutter Gottes...“. Sie verhaspelte sich. Ihr Kopf war auf einmal wie leergefegt. Sie kam mit den Worten durcheinander. Als sie sich der Sinnlosigkeit ihrer Bemühungen bewusst wurde, stand sie auf und zog ihren Mantel an.

Ironie des Schicksals: Im Treppenhaus stand die Nachbarin im Morgenrock mit ihrem Kind auf dem Arm, die auf den Lärm aufmerksam geworden war. Endlich konnte Musia den kleinen Säugling einmal selbst sehen. „Hallo, Christine!“, sagte sie freundschaftlich. Der Zivilist fragte die Frau: „Kennen sie die Kleine?“ Die junge Mutter wurde ganz bleich und antwortete: Nein, nie hätte sie vermutet..., nein, sie hätte das Mädchen doch

nie gesehen, das schwöre sie... – „Vorsicht!“ , erwiderte der andere in bedrohlichem Ton.

Als sie auf die Straße traten, drehte sich Musias Kopf. Es war so lange her, dass sie draußen gewesen war. Der Mann in Zivil sah sie taumeln und forderte seinen Kameraden auf, dem Kind die Hand zu geben. Der Soldat sah ihn vorwurfsvoll an. „Das geht nicht! Wegen der Uniform!“ Daraufhin nahm der andere sie bei der Hand, jedoch nur widerwillig, so als wäre sie eine Pestkranke. Gestärkt von der frischen Luft, die sie in vollen Zügen einatmete, lief sie beschwingt, fast freute sie sich ein bisschen über diesen unverhofften Spaziergang.

Sie näherten sich dem Gefängnis. Die schwere Tür öffnete sich und schloss sich hinter ihnen wieder. Musia war neugierig und sah sich den Ort genau an. Sie befand sich in einem langen Gang. Von ihm gingen Türen ab in denen sich Gucklöcher befanden. Am Ende des Ganges spielten einige Wärter Karten. Musia wurde zu ihnen gebracht. Sie hoben die Köpfe. Von allen Seiten waren Gelächter und Pöbeleien zu hören. Einer der Wärter trat an sie heran: „He! Sag mal, wo hast du denn das süße kleine Äffchen her?“, grölte er spöttisch. Musia fühlte sich geschmeichelt. Sie wusste, dass sie hübsch war, selbst die Wärter konnten das sehen. Dann packten sie sie und warfen sie, ohne jeglichen Prozess, in eine Zelle, und die Tür fiel schwer ins Schloss. Hilflos und benommen fand sie sich zwischen Frauen wieder, die auf kleinstem Raum zusammengepfercht waren. „Oh je! Ein Kind!“, riefen sie und schoben sie in Richtung Fenster, wo noch ein kleines bisschen Platz war. Ängstliche Gesichter beugten sich ihr entgegen. Als sie bemerkten, dass sie kein Jiddisch verstand, fragten sie sie auf Polnisch. Wer war sie? Wie kam sie hierher? Musia tat das gut. Diese Frauen, die sich in der gleichen Situation befanden wie sie, gaben ihr auf eine seltsame Art und Weise Sicherheit. Sie erzählte von ihrer Gefangennahme und wurde dabei von den Mitleidsbekundungen der Frauen unterbrochen. „Nebah!“ („Die

Arme!“) Sie erfuhr, dass seit zwei Tagen wieder eine Säuberungsaktion stattfand.

Der Großteil der Frauen kam aus den Nachbardörfern. Es waren Frauen jedes Alters dabei. Manche waren apathisch und ließen niedergeschlagen den Kopf hängen, andere, die jüngeren, spekulierten über ihre Chancen und versuchten, Informationen über das Schicksal ihrer Familie, Nachbarn und Freunde zu bekommen. Und alle warteten. Es gab keine Panik. Die Frauen spürten, welches Schicksal auf sie wartete. Sie hatten eine Vorahnung, doch solange sie dem Unvermeidlichen nicht gegenüber standen, weigerten sie sich, daran zu glauben. Zwei junge Frauen kümmerten sich um Musia. Sie machten ihr einen Platz neben sich frei und sprachen ihr von Zeit zu Zeit gut zu.

Musia hatte keine Angst. Sie wusste, dass sie sterben würde, aber sie war nicht mehr allein.

Der Abend kam, und schließlich wurde es Nacht. Musia konnte nicht schlafen, das Seufzen und Stöhnen der Frauen hielt sie wach. Eine der Unglücklichen stieß eine Klage aus: „Feigale, wo bist du?“ – dann war es wieder still.

Am Morgen wurde die Tür quietschend geöffnet. Alle hoben erschrocken die Köpfe. Dann ein Seufzer der Erleichterung. Die Suppe wurde gebracht. Musia weigerte sich zu essen. Sie wollte nicht durch die Kugeln sterben; lieber mochte sie verhungern. Die Frauen waren perplex. Was sollten sie tun? Verwirrt von der Weisheit des Kindes, schüttelten sie nur den Kopf, ohne zu antworten. Sie versuchten, ihr Mut zu machen. Bestimmt würden die SS-Männer Mitleid mit ihr haben. Sie werden kein so hübsches kleines Mädchen töten. Musia aber wusste, dass sie von den Nazis nichts zu erwarten hatte, denn die Nazis haben niemals Mitleid.

Der Beweis: Die Tür öffnete sich ein Stück weit und ein rotes, schreiendes Bündel wurde in die Zelle geworfen. Den Frauen gelang es gerade so, das Neugeborene aufzufangen, ehe es auf den

Boden schlug. Empört und erschrocken riefen die Frauen durcheinander. Sofort kümmerten sie sich gemeinsam um das Baby. Es war ein männlicher Säugling, nicht älter als eine Woche. Er war ganz blau vor Kälte, und sein Wimmern wurde immer heftiger. Sie beruhigten ihn. Musia wickelte ihren Mantel – etwas anderes hatte sie nicht – um den kleinen nackten Körper. Dann gaben sie ihm ein feuchtes Stück Stoff zum Saugen. Das Baby wurde langsam ruhiger und schlief schließlich ein.

Es wurde wieder über die Zukunft spekuliert. Wie lange würden sie noch im Gefängnis bleiben müssen? Die letzte „Fuhre“ der Säuberungsaktion war fünf Tage geblieben. Das würde Musia reichen, um vor Hunger zu sterben, hoffte sie. Sie versuchte zu beten, versprach, dass sie, wenn sie frei käme, das Baby mitnehmen würde. Ein weiterer Tag verging. Gegen Abend wurde die Tür geöffnet. Ein Wärter tauchte auf und rief einen Namen. Es dauerte einen Moment bis Musia realisierte, dass es ihr Name war, den er genannt hatte. „Hier!“, antwortete sie. Schon wurde sie in Richtung Tür geschoben. Jemand reichte ihr den Mantel. Alle freuten sich für sie, und durcheinander wie sie war, vergaß sie das Baby. „Adieu!“ – „Vergiss uns nicht!“, riefen ihr die Frauen noch nach.

Wieder lief sie den Gang entlang, diesmal in die andere Richtung. Er sah verlassen aus. Der Wärter führte Musia zu einem engen Durchgang, der zu einem Hof führte, in dem etwa 50 Männer und Frauen warteten.

Ein schlecht rasierter Mann in einem abgewetzten Mantel nahm ihre Hand und empfahl ihr ganz dicht an der Wand entlang zu gehen. Musia versuchte ihm Fragen zu stellen, doch er machte „Pssst!“ und legte dabei einen Finger auf den Mund.

Er hatte dunkle, leuchtende Augen und eine Narbe im Gesicht. Er sah nicht böse aus, und Musia hatte Vertrauen zu ihm. Die Soldaten befahlen: „In einer Reihe aufstellen!“. Eine Reihe bildete sich, und Musia quetschte sich zwischen ihren Begleiter und einen anderen Mann. Das Gefängnistor wurde geöffnet.

Ein elegant aussehender SS-Offizier trat in Begleitung mehrerer Soldaten in den Hof, in der Hand hielt er eine Gerte. Musia war schockiert von der extremen Überheblichkeit und Verachtung, die er ausstrahlte. Dieser Mann war böse; das spürte sie ganz instinktiv. Fasziniert starrte sie ihn an und war sich der enormen Macht bewusst, die er über sie alle hatte. Er lief vor der Gruppe auf und ab und schlug mit seiner Gerte gegen seine glänzenden glattpolierten Stiefel. Sein scharfer Blick traf die Gefangenen wie ein Fallbeil. Einen Moment hingen Angst und Panik in der Luft. Dann fiel das erlösende Wort: „LOS!“. Die Soldaten flankierten die Gefangenen, und die Gruppe setzte sich in Bewegung. Als sie das Tor durchquert hatten, atmeten alle erleichtert auf und beschleunigten ihre Schritte.

Sie liefen am Fluss entlang in Richtung des Ghettos.

Im Ghetto

Musia konnte sich nicht erinnern, wie sie den Eingang des Ghettos passierten. Plötzlich stand sie ihren weinenden Eltern gegenüber, die sie wie eine Erscheinung ansahen. Sie drückten sie so fest an sich, dass sie kaum noch Luft bekam. Sie war so erschöpft und am Ende ihrer Kräfte, dass sie sich an die elterliche Brust warf und sofort tief und fest einschlief. Sie schlief zwei Tage durch. Als sie erwachte, erfuhr sie, dass der Unbekannte, der sie aus dem Gefängnis geholt hatte, ein jüdischer Hilfspolizist war. Als Musias Eltern von ihrer Verhaftung erfahren hatten, hatten sie diesen Mann angefleht, sie zu retten und ihm viel Geld dafür bezahlt.

Das Ghetto war klein. Es bestand aus einigen Gassen und einigen Freiflächen, und das ganze Gelände war mit Stacheldraht umzäunt. Die meisten Häuser standen leer. Zu Beginn des Jahrhunderts war es ein vornehmes Wohnviertel gewesen. Es waren prachtvolle Häuser mit gusseisernen Balkonen und großzügigen Zimmern, jetzt wuchs dort Unkraut. Die Gärten bildeten einen undurchdringlichen Dschungel, in dem es sich zwischen den vertrockneten Büschen und den Brennnesseln wunderbar spielen ließ. Es gab nicht viele Kinder im Ghetto. In dem Haus, in dem Musia mit ihren Eltern untergebracht war, gab es nur drei.

Kazik war ein kleiner blonder Junge mit eisblauen Augen. Er hatte eine gerade und schmale Nase. Es fehlte ihm nur noch die Uniform der „Hitlerjugend“, und er hätte den perfekten Arier abgegeben. Alle wunderten sich, ihn im Ghetto zu sehen. Außerhalb hätte er dank seines Aussehens die besten Chancen gehabt, um zu überleben. Aber Kazik wollte auf keinen Fall von seinen Eltern getrennt sein. Kazik brachte Musia alles bei, was seiner Meinung nach die Basis ihrer Religion bildete. Einmal forderte er sie auf, sich auf ein Bein zu stellen, und

während sie versuchte, das Gleichgewicht zu halten, verkündete er feierlich seine Lebensweisheit:

Was du nicht willst, das man dir tu
das füg auch keinem andern zu.

Neben seinem abenteuerlichen Aussehen verfügte er noch über einen anderen Schatz: Briefmarken. Sie waren Teil einer seltenen Sammlung, die Kaziks Vater gehörte. Sie wurde für eine Million Zloty gehandelt. Einmal konnte Musia einen Blick in das Album werfen. Sie war enttäuscht: Sie sah nur ein paar nichtssagende Briefmarken und glaubte, man wolle sich über sie lustig machen. Als er ihr jedoch eine dreieckige Briefmarke zeigte und ihr verriet, dass sie den Wert von mehreren Häusern habe, wurde ihr bewusst, dass diese Sammlung der einzige Gegenstand im Ghetto war, der nicht lebensnotwendig war. Tatsächlich lebten sie unter einfachsten Bedingungen. Sie wohnten in einem großen, schmutzigen und hässlichen Kasten. Er bestand aus drei zusammenhängenden Zimmern, in denen jeweils eine Familie untergebracht war. Außer den Betten und einem Tisch gab es nichts. Kein Bild hing an den grauen Wänden; der Boden war blank. Die Kinder verbrachten ihre Zeit draußen, zwischen Müll und Unkraut. Sie spielten „Jude und Deutscher“ – so wie andere Kinder „Cowboy und Indianer“. Musia sah ihre Eltern nur am Abend. Wie die anderen Kinder auch, lief sie – von Hunger gequält – durch die Gassen des Ghettos auf der Suche nach irgendetwas Essbarem.

Eines Tages landete sie zufällig im Hof einer alten Schusterrei. Da sah sie einen SS-Offizier in Begleitung eines kleinen Mädchens und eines Schäferhundes kommen. Der Mann betrat die Baracke; das Mädchen und der Hund warteten draußen. Halb versteckt im Schatten, betrachtete Musia das kleine deutsche Mädchen, als wäre es eine Erscheinung. Schön und hochmütig stand

sie da, sie trug ein geblühtes und mit Rüschen verziertes Kleid. Ihre Haare sahen aus wie flüssiges Gold, als sie sie stolz nach vorn warf, um ihre Schultern mit einem wunderschönen glänzenden Tuch zu bedecken. Musia fühlte sich schmutzig und hässlich. Sie hatte das Gefühl dem Mädchen, das sie ansah, als wäre sie ein lebloser Gegenstand, nur als hässliches Gegenbeispiel zu dienen. Nein! Sie lebten nicht in derselben Welt wie dieses hübsche Kind. Sie war versucht, zu glauben, dass die Deutschen tatsächlich einer „höheren Rasse“ angehörten.

Das jüdische Passahfest nahte. Die Frauen wollten ungesäuerte Brote, die „matzot“, herstellen. Zur Verblüffung der Kinder gelang es ihnen, etwas Butter aufzutreiben, und bald waren die Vorbereitungen im vollen Gange, und alle freuten sich schon auf diesen Festschmaus. Sie kannten die Vorliebe der Deutschen, ihre „Aktionen“ während der jüdischen Feste durchzuführen, und so suchte sich jede Familie ein Versteck für den Fall der Fälle. Gott sei Dank, vergingen die Feiertage ohne Repressalien, und die Kinder beschenkten sich mit ihren „matzot“.

Die Waffenruhe

Im Mai wurden Musia und ihre Eltern in ein Arbeitslager außerhalb der Stadt gebracht.

Da die Deutschen versichert hatten, dass Juden, deren Arbeitskraft für das Deutsche Reich unentbehrlich war, nicht deportiert würden, versuchten die Juden mit allen Mitteln, Arbeit zu finden und somit der Deportation zu entgehen.

Das Lager war klein und von geringer Bedeutung. Ein Haus und einige Baracken. Etwa fünfzig Menschen. Ihre Aufgabe war es, den Kies aus dem Fluss zu schaufeln und dann zu den Lastwagen zu bringen, mit denen er auf den Straßen verteilt wurde.

Während einer Razzia im Ghetto wurde Musias Vater zusammen mit anderen Gefangenen weggebracht. Als sie am Lagerkommandanten vorbeikamen, war dieser beeindruckt vom makellosen Deutsch des Arztes. Sein Interesse war geweckt, und als er erfuhr, dass er Arzt war, teilte er ihn für eine leichtere Arbeit im Garten ein. Er erlaubte ihm sogar, seine Frau und sein Kind kommen zu lassen, und brachte sie in einem Zimmerchen in dem Gebäude unter, in dem die Soldaten und deutschen Wärter wohnten. Der Kommandant selbst wohnte in einer beschlagnahmten Villa außerhalb des Lagers. Dieser Wehrmachtsoffizier, ein westfälischer Industrieingenieur, kam manchmal, um mit Musias Eltern zu plaudern – es waren sehr kurze Besuche, und er kam immer allein. Soweit sie den Gesprächen ihrer Eltern entnehmen konnte, war dieser Deutsche, trotz seines Ranges und seiner Uniform, nicht ihr Feind.

Das Leben im Lager bedeutete eine vorübergehende Zeit der Entspannung. Der Arzt stand bei Tagesanbruch auf, um zum Appell anzutreten. Während die Männer, von Soldaten eskortiert, in Richtung Fluss liefen, blieb er im Lager, um die Blumenbeete

vor dem Haupthaus zu pflegen, die Äste der Obstbäume zu schneiden, zu säen, umzugraben und zu jäten, und Musia war glücklich, ihm dabei helfen zu können.

Ihre Mutter hatte keine Zeit, sich um sie zu kümmern. Sie kochte für das Personal und für die Gefangenen. Musia gelang es, Freunde zu finden. Es waren Bauernkinder von den umliegenden Höfen: angetrieben von Neugier, kamen sie, um die Soldaten und die jüdischen Häftlinge zu sehen. Als sie das kleine Mädchen sahen, dass sich frei auf dem Gelände bewegte, sprachen sie es an, und als sie eine Lücke in der Mauer entdeckten, drangen sie auch ins Innere des Lagers vor.

Die deutschen Soldaten waren es gewohnt, Kinder zu sehen, die bei den Baracken spielten und spendeten ihnen kaum Aufmerksamkeit. Was den Vorarbeiter betraf, einen deutschen Zivilisten, der war, um es mit den Worten von Musias Eltern zu sagen, ein sehr mutiger Mann: Er hatte genug von den Nazis und vom Krieg. Die überall herumstreunenden blonden Kinder erinnerten ihn sicherlich an seine eigenen, die weit weg im tiefsten Deutschland waren.

Eines Tages, der Kommandant machte gerade seinen gewohnten Abstecher zu Musias Vater, kam er in Begleitung einer sehr schönen Frau. Sie war groß und schlank, hatte dunkle Augen und langes glattes Haar, das in der Sonne glänzte. Hinter ihr stand linkisch ein ziemlich hässliches Mädchen mit spitzen Armen und Beinen, kaum älter als Musia. Er stellte die Frau als seine „Verwalterin“ vor, und bat Musia, sich um Christiane zu kümmern, die gern mit anderen Kindern in ihrem Alter spielen wollte. Sie wurden Freundinnen. Die schöne Unbekannte kam immer öfter ins Lager, und Christiane gewöhnte sich schnell ein. Kühn und unerschrocken – ein bisschen zu wild für Musias Geschmack – kletterte sie mit der Gelenkigkeit einer Katze auf Bäume und war ungewöhnlich stark.

Am Ende der Obstwiese befand sich ein Schuppen mit

einer Öffnung zur Belüftung. Diese nutzten die Kinder, um ihr Geschäft zu verrichten. Musias Spielgefährten beobachteten Christiane misstrauisch und hielten sich von ihr fern. Sie verriet Musia, dass sie gesehen hatten, dass Christiane nicht sitzend pinkelte, sondern im Stehen. Da sie es nicht glauben wollte, schlugen sie ihr vor, sich selbst zu überzeugen. Den Blick auf den Schuppen gerichtet, konnte Musia nun Christianes ungewöhnliches Verhalten selbst feststellen, die sich ertappt fühlte, aber nichts sagte und auch nicht mehr zum Spielen kam. Einige Monate später erfuhr Musia, dass die „Verwalterin“ – die sich als Christian ausgab, aber Jüdin war – ihren Sohn Christian als Mädchen verkleidet hatte, um zu verbergen, dass er beschnitten war – denn daran hätten ihn die Deutschen sofort als Juden erkannt.

Die Zeit blieb stehen in der Fülle des Augenblicks. Musia lebte mit ihren Eltern. Sie hatte weder Hunger noch Angst. Sie hatte Freunde. Sie war glücklich. Dieses kleine abgeschiedene Lager war wie eine Insel in einem stürmischen, grausamen und mörderischen Meer.

Die Arbeit war nicht zu schwer, das Essen ausreichend. Die deutschen Wärter misshandelten die Häftlinge nicht. All diese verfolgten und geschundenen Menschen begannen, wieder zu hoffen. Vielleicht würden sie doch bis zum Ende des Krieges überleben?

Nur einmal brach im Lager Panik aus. Jemand klopfte am Abend leise ans Fenster. Es war einer der Gefangenen, die in den Baracken wohnten. Außer Atem bat er den Arzt, mit ihm zu kommen. Ging es um einen Krankenbesuch? Der Arzt verließ mit ihm eilig das Haus, obwohl es verboten war, sich nach der Sperrstunde draußen aufzuhalten.

Nach ungefähr einer Stunde kam er zurück. Er war kreidebleich, und der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Da er Musia schlafend glaubte, erzählte er der Mutter die furchtbaren Neuigkeiten. Es war ein Albtraum: Im Schuppen lag der Schwager

von einem der Gefangenen. Er war von einem Waggon, der in Richtung Treblinka fuhr, geflüchtet. Es gab keinen Zweifel: In den Viehwagen krepiereten die Menschen, sie erstickten oder starben an Hunger und Durst. Die SS-Leute schossen auf alles, was sich bewegte. Das war die endgültige Zerstörung.

Das Ghetto war wie leergefegt. Durch die fast täglichen Razzien und die unmenschlichen Bedingungen war die Zahl der Juden stark zurückgegangen. „Juden! Rettet euch – Flüchtet!“, rief er ihnen zu. Der Mann verließ noch in derselben Nacht das Lager, um zu den Partisanen zu stoßen, die sich in den umliegenden Wäldern versteckten. Der Arzt und seine Frau waren völlig entsetzt über die schrecklichen Neuigkeiten.

Am nächsten Morgen schienen sich die Gemüter beruhigt zu haben. Der Flüchtling war völlig übermüdet gewesen, hatte er nicht vielleicht übertrieben und die Ereignisse unnötig aufgebauscht? Die Illusion sollte nicht lange aufrecht zu erhalten sein.

Eines Tages geschah etwas Ungewöhnliches. Die Häftlinge liefen nicht wie gewöhnlich zum Fluss. Sie bekamen den Befehl, in ihren Baracken zu bleiben. Erstaunt sahen sie einen Lastwagen voller junger SS-Männer mit voller Geschwindigkeit in den Hof und über die vom Arzt mit so viel Liebe gepflegten Blumenbeete fahren.

Wieder hörten sie die typischen angsteinflößenden Rufe: „LOS! LOS! SCHNELLER! SCHNELLER!“. Musias Vater ergriff ihren Arm und zog sie mit sich zur Unterkunft der Wärter. Er öffnete die Tür zum Zimmer des Vorarbeiters und schob sie hinein. „Passen Sie auf mein Kind auf!“, bat er den überraschten Mann, der gerade dabei war, sich zu rasieren. Das alles geschah so schnell, dass Musia gar keine Zeit hatte, sich zu besinnen. Ihre Jacke hing, halb angezogen, an ihr herab. Sie sah den offensichtlich völlig überrumpelten Deutschen an, der verlegen lächelte. Musia verstand. Ihr Vater wollte sie bei ihm lassen. Mit den paar Brocken Deutsch, die sie sprach, sagte sie zu ihm: „Nein, vielen Dank, ich

möchte lieber bei meinen Eltern bleiben.“ Hatte er begriffen, was sie sagen wollte? Er versuchte jedenfalls nicht, sie zurückzuhalten. Sie lief über den Flur nach draußen zu den dort versammelten Juden. Als er sie erblickte, machte ihr Vater eine resignierte Geste, ihre Mutter aber drückte sie ganz fest an sich. Wieder mussten sie sich in Viererreihen aufstellen.

Ein junger blonder Kerl rief in schlecht verständlichem Deutsch: „Verfluchte jüdische schmutzige Schweine“, und stieß die Unglücklichen vor sich her. Da konnte ihre Mutter sich nicht zurückhalten und gab ihm auf Polnisch zu verstehen, dass er, bevor er anfangen, zu Fluchen, lieber erst einmal ordentlich Deutsch lernen solle. Diese Aussage kostete sie beinahe das Leben. Rot vor Wut richtete der junge Mann sein Gewehr auf Musias Mutter. Doch der Mut und die Würde der Frau, die ihr Kind fest an der Hand hielt und ihn verächtlich ansah, brachten ihn durcheinander, und er schoss nicht. Er begnügte sich damit, ihr einen kräftigen Fußtritt zu verpassen und ging dann, vor sich hin murmelnd, davon.

Der lange, unmenschliche Marsch begann von neuem. Von den Soldaten bewacht, betraten sie schließlich den Hof des Gefängnisses, einen Ort, der Musia schon vertraut war. Sie stand mitten in einer anderen Gruppe von Männern und Frauen aus dem Ghetto. Die Aufteilung begann: Die Frauen nach links, die Männer nach rechts. „Soll ich sie mitnehmen?“, fragte Musias Vater flüsternd ihre Mutter. – „JA“, antwortete sie, „du hast die besseren Möglichkeiten, durchzukommen.“. In dem Gedränge bemerkten die SS-Männer das kleine Mädchen nicht, das da verloren zwischen den Männern stand. Wieder kam sie in eine überfüllte Zelle. Die nagende Angst und die schreckliche Unsicherheit. Doch diesmal war ihr Vater bei ihr. Sie drückte sich fest an ihn, als wollte sie mit ihm verschmelzen. Die Männer unterhielten sich ängstlich. Ein Mitglied der Gestapo in Uniform unterbrach sie. „Ärzte, Ingenieure, Schlosser und Schreiner, hierher!“,

befahl er. Einige Männer drückten sich gegen die Tür. Musia unter seinem Mantel versteckt haltend, ging der Arzt auf den Ausgang zu. „Den Ausweis, bitte, Ausweis! Ausweis!“ Der Arzt legte seine Papiere vor. Der Deutsche musterte ihn von oben bis unten: „Es sind zwei Ärzte – nicht nur einer!“. Musias Vater zog den Mantel zur Seite, und das an ihn gedrückte Kind war zu sehen. Die beiden Männer sahen sich schweigend an. Eine Ewigkeit. Der Arzt legte seine ganze Seele in diesen Blick. Gegenüber dieser stummen Bitte gab der Mann nach und machte eine Handbewegung: „Na, gehen Sie!“. Sollte er wirklich gerührt gewesen sein? Dachte er vielleicht einfach, dass am Ende sowieso alle Juden drankämen? Das blieb ein Geheimnis. Berauscht sprang Musia über den Gefängnishof. Gerettet! Sie waren gerettet. Aber warum nur blieb ihr Vater stumm? Er machte sie traurig darauf aufmerksam: „Wir sind frei, aber deine Mutter? ...“. Sie fühlte Scham und Kummer in sich aufsteigen.

Doch in dem Moment, als die Gruppe loslaufen wollte, erreichte sie die Nachricht: Sie hatten die Frauen freigelassen. Tatsächlich kamen ungefähr zehn Frauen auf den Hof gelaufen. Und sie erkannten die Umrisse der geliebten Mutter und Frau unter ihnen. Der Arzt schloss seine Frau fest in die Arme, während es Musia ganz normal fand, dass sie wieder alle zusammen waren. Alles andere wäre undenkbar gewesen.

Das Ghetto sah noch heruntergekommen aus als sonst. Sie schliefen in einem der verlassenen Häuser, direkt auf dem Boden. Musias Eltern diskutierten die ganze Nacht. Am nächsten Tag schlossen sich ihnen weitere Personen an. Es hieß, sie würden das Ghetto schließen, und dann könnte es selbst mit Passierschein keiner mehr betreten oder verlassen.

Musias Vater band sich seine Armbinde vom Roten Kreuz um und ging los. Am späten Nachmittag kehrt er zurück. Wieder führte er lange, tränenreiche Gespräche mit seiner Frau. Musia konnte nicht mehr, ihre Empfindungen waren völlig abgestumpft.

Am Abend nahmen ihre Eltern sie an den Händen und machten sich auf den Weg zum Ausgang des Ghettos. Da tauchte Dr. Bogonsiewicz auf. Er zeigte den Wachposten seinen Passierschein und kam auf sie zu. „Schnell!“, flüsterte er. Er hob Musia hoch, nahm ihre Mutter beim Arm und trat mit ihnen, ohne Angst zu zeigen, aus dem Ghetto. Während sie liefen, drehte Musia sich um. Ihr Vater war ihnen nicht gefolgt. „Papa, wo ist Papa?“ – „Liebes, er bleibt noch, aber er kommt später nach.“ Musia war erschüttert, aber sie konnte nicht reagieren.

In diesem Augenblick war ihr alles egal.

Im Versteck

Dr. Bogonsiewicz brachte Musia und ihre Mutter zu einem abgeschiedenen Haus mit einem fein säuberlich umzäunten Garten. Die Besitzer, Herr und Frau Patralski, vermieteten ihnen ein kleines Zimmer, in dem ein Bett fast den ganzen Raum einnahm. Das Zimmer gehörte ursprünglich Oleg, dem einzigen Kind der Familie. Herr Patralski war Ukrainer und arbeitete als Feuerwehrmann. Musia zeigte sich schwer beeindruckt von seinem Helm und der Uniform mit den goldenen Knöpfen, die er trug, wenn er zur Arbeit ging. Er war ein schöner Mann, kräftig, groß und blond. Sein Sohn sah aus wie eine Miniaturausgabe des Vaters. Beide waren freundlich zu Musia und ihrer Mutter. Und doch schwang immer auch eine gewisse Herablassung mit, denn die beiden Untermieter waren für sie mehr wie exotische Haustiere, denen sie mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen entgegentraten.

Frau Patralski, eine stämmige, blonde Polin, machte ihre Haltung deutlich: Sie waren Mieter, die man eben hinnahm, weil es nicht anders ging. Das sollten sie sich gesagt sein lassen. Und ihren Worten ließ sie Taten folgen. Wenn sich Musia und ihre Mutter einmal aus Versehen auf einen der Stühle im Salon setzten, rückte sie mit einer schnellen Bewegung eine versehentlich verrutschte Serviette zurecht und sah die beiden scharf an.

Derart gedemütigt, zogen sie es nunmehr vor, in ihrem Zimmerchen zu bleiben. Dort verbrachten sie, auf dem Bett sitzend, den ganzen Tag. Die Mutter wusste, wie schwierig es für ihre Tochter war, so lange still zu sitzen, und so erzählte sie ihr zur Ablenkung phantasievolle Geschichten und Märchen. Sie selbst machte sich zusehends Sorgen um das Schicksal ihres Mannes. Nachts hörte Musia ihre Mutter seufzen. Die Neuigkeiten, die sie

erreichten, wurden immer alarmierender. Dr. Bogonsiewicz, ihr einziger Halt, sah von Mal zu Mal betrübter aus, wenn er ihnen die Grüße des Vaters überbrachte. Er hatte vergeblich versucht, ihn zu überzeugen, das Ghetto zu verlassen. Doch der wollte sich den Tatsachen nicht beugen. Er war der einzige Arzt im Lager und fühlte sich verpflichtet, zu bleiben.

Seine Frau schrieb ihm sehnstichtige Briefe, und sein Freund drängte ihn, doch nichts half. Er blieb stur. Musia nahm das schweigend hin, sie spürte die Bewunderung, die sein mutiges Verhalten auslöste.

Dann kam der verhängnisvolle Tag: Herr Patralski erzählte ihnen, dass Soldaten auf dem Weg zum Ghetto seien, um es zu liquidieren. „Tabula rasa“.

In Musia stieg Panik auf, sie sah, wie ihre Mutter bleich wurde und schließlich zusammenbrach.

Frau Patralski half ihr, wieder zu sich zu kommen, und brachte ihren Mann mit einem Blick zum Schweigen. Als sie wieder bei Bewusstsein war, bat sie Musia, nicht mehr zu weinen. „Papa wird wiederkommen“, sagte sie voller Überzeugung. „Früher oder später wird er wiederkommen“. Dann entschuldigte sie sich und zog sich in ihr Zimmer zurück. Doch Musia ließ sich nicht täuschen. Sie wusste mittlerweile, was „Liquidation“ bedeutete. In der Nacht darauf wurde Musia von Hundegebell geweckt. Dann hörte sie Schritte. Flüstern. Kerzen wurden angezündet. Sie versuchte wieder einzuschlafen. Doch was sah sie, als sie die Augen kurz öffnete? Das Gesicht ihres Vaters ganz nah an ihrem. Er erzählte von seiner Flucht.

Das Ghetto gab es nicht mehr. Die „Aktion“ hatte vier Tage gedauert. Die Deutschen hatten alle zusammengetrieben und mitgenommen. Der Arzt war in der Krankenstation gewesen, und als er von der Liquidation erfuhr, versteckte er sich mit zehn weiteren Personen, darunter Kazik und seine Mutter (sein Vater war bei einer der „Aktionen“ getötet worden), in einem Bunker.

Die grausame „Aktion“ hörte nicht auf, und sie mussten der Tatsache ins Auge sehen, dass dies das Ende war. Der Arzt und ein paar andere beschlossen, zu fliehen. Einige wollten weiter im Bunker bleiben. Als die Nacht hereinbrach, machten sie sich auf den Weg zum Fluss. Auf der Seite war das Lager nur wenig bewacht. Die Deutschen gingen davon aus, dass die schnelle Strömung und die spitzen Steine ihre Dienste erfüllen würden.

Glücklicherweise kannte einer der Männer eine Stelle im Fluss, die flach genug war, um ihn durchqueren zu können. Später erzählte Musias Vater auch von der schrecklichen Dunkelheit, dem eiskalten Wasser, das ihnen bis zum Hals stand, und von der reißenden Strömung des Flusses. Er wusste nicht, was aus den anderen geworden war. Er hatte noch gehört, wie Kazik jammerte: „Mama, ich kann nicht mehr.“. „Warum hast du ihnen denn nicht geholfen?“, fragte Musia ihn vorwurfsvoll. „Ich konnte nichts sehen. Ich wusste ja nicht einmal, in welcher Richtung das Ufer lag. Es ist ein Wunder, dass ich überhaupt da rausgekommen bin.“

Konnte sie ihrem Vater vorwerfen, dass er überleben wollte? War es nicht die Liebe zu seiner Familie, die ihn diese Todeskämpfe überstehen ließen? Geschwächt und erschöpft, wie er war, wäre er bei dem Versuch, den anderen zu helfen, mit ihnen zusammen ertrunken.

Mit der Rückkehr des Vaters entspannte sich die Situation zwischen den beiden Familien. Frau Patralski verhielt sich weniger aggressiv, und ihr Mann ließ sich zu Gesprächen mit dem jüdischen Arzt herab. Nur Oleg verbarg nicht, wie lästig ihm ihre Anwesenheit war. Musia hatte vergeblich versucht, sein Wohlergehen zu erlangen. Er widmete sich ganz der Freundschaft zur Tochter des Polizeikommandanten, was seine Eltern mit Stolz erfüllte und Musia mit grenzenloser Eifersucht.

Eines Tages kam Herr Patralski mit sehr hohem Fieber nach Hause. Musias Vater diagnostizierte eine Lungenentzündung. Mit voller Hingabe verbrachte er lange Nächte am Bett des

Kranken, der im Fieber phantasierte, und pflegte ihn mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln: Schröpftherapie, Kräutertees und Kompressen. Zur großen Erleichterung aller sank das Fieber schließlich. Dank seiner unverwüstlichen Natur erholte sich der Feuerwehrmann wieder und sein Verhalten veränderte sich. „Er ist ja doch zu etwas zu gebrauchen, dieser Jude“, dachte er.

Ab und zu kam Dr. Bogonsiewicz am Abend für ein paar Minuten vorbei. Er übergab das Geld, gegen das er den Schmuck eingetauscht hatte, den ihm Musias Eltern gegeben hatten, um davon ihren Aufenthalt bei den Patralskis zu bezahlen. Außerdem brachte er Neuigkeiten: Das Ghetto gab es nicht mehr. An der Front stießen die Deutschen auf Widerstand. Musia hörte den Namen „STALINGRAD“, den ihre Eltern mit neu erwachender Hoffnung aussprachen.

Weihnachten kam. Normalerweise nahmen sie ihre einzige Mahlzeit am Tag – Kartoffeln oder Kohlsuppe – in ihrem Zimmer zu sich.

Aufgrund des feierlichen Anlasses bereitete Frau Patralski mit Hilfe von Musias Mutter ein Festmahl. Es gab Ravioli und Kuchen; ein wahrhaft königliches Essen. Es war sehr lange her, dass sich Musia das letzte Mal richtig satt gegessen hatte, bei einigen Lebensmitteln wusste sie gar nicht mehr, wie sie eigentlich schmeckten. Ein wenig eifersüchtig blickte sie auf die prächtige Armbanduhr, die Oleg von Musias Vater geschenkt bekam. Sie selbst erhielt von ihrer Mutter eine Stoffpuppe, die diese für sie genäht hatte, um ihr eine Freude zu bereiten.

Sie fühlte sich benachteiligt und verstand nicht, dass ihre Eltern so handeln mussten, damit sie weiter bei den Patralskis bleiben konnten.

Eines Tages kam Olegs Vater sichtlich geschockt nach Hause. Ein Bekannter von ihm, der Juden bei sich versteckt hatte, war verraten und gleich darauf zusammen mit den Juden erschossen worden. Daraufhin wollte Frau Patralski sie auf keinen Fall mehr

bei sich behalten. Es folgte eine lange Diskussion – und die Erhöhung der Summe, die Musias Eltern für ihre Unterbringung zahlten – und schließlich die Entscheidung, dass sie bleiben durften. Unter der Bedingung, dass sie sich von nun an im Keller aufhielten, wo niemand ihre Anwesenheit bemerken würde.

Der Keller war feucht und stickig. Herr Patralski legte zwar etwas Stroh aus, doch das reichte nicht, um sie vor der Kälte zu schützen. Doch das Allerschlimmste war die Dunkelheit. Zur Beleuchtung hatten sie nur eine kleine Talgkerze, die nach einer Stunde ausging. Musia hatte versucht zu lesen, doch gab sie diese Form der Ablenkung bald wieder auf. Sie mussten das wenige Licht für die Mahlzeiten, die ihnen die Patralskis brachten, aufsparen. Das Essen wurde immer spärlicher. Es gab nicht mehr als eine Kartoffel für jeden. Die fehlende Nahrung wurde zu ihrer größten Sorge. Der Vater wagte es, schüchtern um etwas mehr Essen zu bitten, und wenn es nur für das Kind wäre. Herr Patralski gab ihm daraufhin trocken zu verstehen, dass sein Haus kein Gasthaus sei und dass sie, wenn es ihnen hier nicht gefiele, gern gehen könnten.

Hilflos waren sie auf die Gunst dieser Leute angewiesen, und die Eltern fragten sich, ob die Patralskis nicht vielleicht versuchten, sie loszuwerden, indem sie sie schlichtweg verhungern ließen. Musia dachte über so etwas nicht nach. Sie hatte mit den ständigen Magenkrämpfen zu kämpfen, die sie vor Hunger quälten, und mit der schier unendlichen Dunkelheit. In ihrer furchtbaren Lage fühlten sie sich wie lebendig begraben. Sie litten schrecklich, verloren jedes Zeitgefühl, wussten nicht mehr, ob Tag oder Nacht war. Tapfer versuchten Musias Eltern, ihr Halt zu geben. Wieder erzählte ihr die Mutter alle Geschichten, die sie kannte, und erfand neue dazu.

Die Eltern erzählten von ihrer Kindheit und Jugend, von Musias Geburt und all den schönen Dingen, die ihr Leben vor dem Krieg ausgemacht hatten. Das Kind flüchtete sich in diese

Erzählungen und tauchte ein in diese glücklichen Erinnerungen der Eltern. Sie ging mit ihrer Mutter ins Mädchenpensionat und fühlte mit ihr die Scham, als sie die Ermahnungen der Direktorin über sich ergehen lassen musste, weil sie mit fliegendem Rock rittlings das Gelände heruntergerutscht war. Sie solidarisierte sich mit der Studentin und empörte sich mit ihr über ihren Großvater, der ihr am Tag der Diplomübergabe mit einem nassen Taschentuch die Schminke aus dem Gesicht wischte.

Ein anderes Mal versetzte sie sich in die Kindheit ihres Vaters und erkundete mit ihm eine der zahlreichen Festungen, die in seiner Geburtsstadt überall emporragten. Sie war dabei, wenn er sich prügelte, erlernte mit ihm und seinen Geschwistern in den Ferien das Schwimmen und war dabei, wenn er beinahe von den Onkeln beim Aushecken eines Streiches ertappt wurde.

Sie verknüpfte all diese Erzählungen mit ihren eigenen Erinnerungen an die Sommer vor dem Krieg und an den intensiven Geruch nach Meeresalgen, den der Weidenkorb verströmte, der ihr als kleines Kind beim Umziehen Schutz bot.

Aber am liebsten mochte sie die Erzählungen über die Studienzeit ihres Vaters. Das warme, immer sonnige Klima Italiens, das glitzernde blaue Meer, die Orangenbäume und die rassigen Italienerinnen. Der Vater erzählte von Venedig und wie er in den Cafés auf dem Markusplatz Geige gespielt hatte, um sich in den Ferien etwas Taschengeld dazuzuverdienen. Er beschrieb die Altstadt von Padua mit ihrer mittelalterlichen Universität und ihren schmalen Gassen, und er erzählte einmal mehr die Geschichte von dem Tag, als er zum „Doctor medicus cum laude“ ernannt wurde und auf dem Weg zur Tribüne beinahe seine Hose verloren hätte, da er in der Aufregung seine Hosenträger nicht richtig festgemacht hatte. Musia lernte ihre ersten lateinischen Vokabeln. „Numerus clausus“, er wurde auf Juden angewandt und bedeutete für ihren Vater, dass er gezwungen war, sein Studium außerhalb seines Heimatlandes zu beenden.

Um ihren Hunger ein wenig zu besänftigen, rief sich Musia die Speisen in Erinnerung, an denen sie sich in der Zeit vor dem Krieg satt gegessen hatte. Ihr lief das Wasser im Mund zusammen, als sie an die exotischen Gerichte dachte, an deren Geschmack sie sich nicht einmal mehr erinnern konnte.

Eines Tages kam sie in einen besonderen Genuss. Ihre Mutter hatte im Stroh ein Ei gefunden. Es war winzig und sicher aus diesem Grund übersehen worden. Dass Musia das Ei bekam, verstand sich von selbst. Unter den wohlwollenden Blicken der Eltern schlürfte sie es aus. Der feinste Nektar war nichts im Vergleich zu diesem Ei. Musia zehrte noch tage-, sogar wochenlang von diesem Geschmack.

Die Zeit verstrich, und die Kälte ließ allmählich nach. Ein Zeichen des nahenden Frühlings. Sie bekamen Besuch. Eines Tages öffnete Herr Patralski die Kellerluke; im Schein der Kerze sahen sie, dass er in Begleitung eines Mannes war. Erschrocken glaubten sie sich entdeckt, doch Herr Patralski beruhigte sie: Das ist ein Jude, der sich für ein paar Tage hier verstecken wird. Lewenthal wohnte eigentlich bei seiner Geliebten, einer Polin, die viele Verehrer bei der Kommandantur hatte. Einer der Offiziere bemühte sich mehr als die anderen um sie, so dass Lewenthal vorübergehend nicht bei ihr bleiben konnte. Er brachte Musia und ihren Eltern die aktuellsten Neuigkeiten zum Kriegsverlauf.

Er hielt es nicht aus und beklagte sich bei seiner Geliebten, die ihn besuchen kam, über dieses Maulwurfsleben, das sie im Keller führten. Sie war eine wunderschöne, rothaarige Frau mit undurchdringlichen grünen Augen. Auf der Kellertreppe sitzend, hörte sie sich seine Klagen an und verschwand dann stillschweigend. Doch er erreichte, was er wollte. Ein paar Tage später kam sie wieder und brachte ihn in ein komfortableres Versteck.

Einige Zeit darauf teilte ihnen Herr Patralski mit, dass sie sich nun auf dem Dachboden verstecken durften. Im Schutz der Dunkelheit verließen sie den Keller und stiegen zum Dachboden

hoch. Herr Patralski musste Musia tragen, so geschwächt war sie von all den Entbehrungen. Ihre Beine versagten ihr den Dienst, da sie sie so lange nicht bewegt hatte.

Das Vorzimmer zum Paradies

Die Helligkeit schmerzte und blendete sie. Musia schloss die Augen wieder. Nach den vielen Monaten der Dunkelheit konnte sie das Tageslicht nicht mehr ertragen. Sie versuchte, sich umzusehen. Vor ihren Augen tanzten kleine Fliegen. Ihr Blick blieb an ihren Eltern hängen, sie waren gezeichnet vom Elend der letzten Monate. Sie lagen auf einer kaputten Matratze, zugedeckt mit einer verschlissenen Decke. Musia war erschüttert von der sichtbaren Veränderung ihrer Eltern. Im Keller, im Schein der Kerze hatte sie gar nicht bemerkt, wie sehr sie gealtert waren.

Der Dachboden war groß und mit Wellblech verkleidet. Durch die Dachluke fiel ein schmaler Sonnenstrahl, in dessen Licht die Staubkörner tanzten und der ihre klägliche Lage beleuchtete. Trotzdem, die frische Luft, der Platz und das Tageslicht taten Musia gut. Sie fühlte sich wie im Paradies. Ihren Eltern ging es ebenso, und sie überschütteten Frau Patralski mit Dankesworten, als sie kam und ihnen etwas zu essen brachte. Beschämt durch die Dankbarkeit der kleinen Familie, brachte sie Musia am Abend einen Apfel, um somit ihren Teil zu diesem glücklichen Tag beizutragen.

Nach dem Keller kam ihnen das Leben auf dem Dachboden fast schon normal vor. Tatsächlich waren die Nächte eiskalt, und sie lagen bis in die frühen Morgenstunden zähneklappernd wach. Die Tage hingegen waren erträglich. Die Sonne erwärmte das Dach, und eine angenehme Wärme machte sich breit. So holten sie tagsüber den Schlaf nach, den sie nachts versäumt hatten.

Nun gab es wieder die Möglichkeit zu lesen. Musia widmete sich der Lektüre melodramatischer – und erotischer – Liebes-

geschichten, für die Frau Patralski eine Vorliebe hatte. Ihre Eltern versuchten nicht mehr, sie von dieser vulgären Literatur abzuhalten. Ihr Vater erklärte ihr nur klar, sachlich und wissenschaftlich den Zeugungsvorgang. Die Eltern brachten ein großes finanzielles Opfer, um für Musia einen Zeichenblock und Buntstifte zu kaufen. Diese nutzte sie, um eine Skizze von einer Prozession anzufertigen, die sie durch einen Spalt in der Mauer beobachtet hatte, als sie an ihrem Haus vorbeigezogen war. Die Zeichnung gefiel Oleg so sehr, dass er sie mitnahm, um sie aufzubewahren, was der zukünftigen Künstlerin sehr schmeichelte.

Mitte Mai kam Dr. Bogonsiewicz zu ihnen. Er brachte ermutigende Neuigkeiten: STALINGRAD hielt, und die Russen rückten vor. Sie waren schon in der Ukraine. Außerdem brachte er das Geld vom Verkauf ihres letzten Schmucks: Einer Uhr aus massivem Gold. Damit würden sie weitere zwei Monate durchhalten können. Es kam wieder neue Hoffnung auf. Ihre Verfolger würden bald verschwinden müssen. Selbst die Patralskis zeigten sich beeindruckt von diesen Neuigkeiten und gaben ihnen nun größere Essensrationen. Doch ach! Es war falscher Alarm. Die Russen kamen nicht. Ohne weiteren Zugang zu aktuellen Nachrichten versanken sie von neuem in Hoffnungslosigkeit. Frau Patralski, die ohne Zweifel ihre zwischenzeitliche Großzügigkeit bereute, griff wieder hart durch. Manchmal bekamen sie zwei Tage lang nichts zu essen, so geizig war sie. Aber es war nicht der Hunger, der sie am meisten quälte. Die brütende Hitze, die sich unter dem heißglühenden Dach entwickelte, setzte ihnen extrem zu. Tagsüber war es heiß wie in einem Backofen. Da sie es, aus Angst entdeckt zu werden, nicht wagten, sich dem Dachfenster zu nähern, litten sie vor sich hin, völlig erschöpft lagen sie – wie Hunde – zuckend auf dem Boden. Sie hatten kaum noch Kleider am Leib, und ihre Stimmung sank so tief, dass sie jeglichen Mut verloren. Aber ein Unglück kommt selten allein: Im Stroh, auf dem sie schliefen, holten sie sich die Krätze. Der Juckreiz war so stark, dass sie nicht

schlafen konnten. Wie durch ein Wunder gelang es dem Vater, ein Medikament herzustellen, das ihnen Erleichterung verschaffte.

Die russische Front bewegte sich nicht, und das Warten wurde unerträglich. Musias Vater war kurz davor aufzugeben. Langsam, aber sicher schwanden seine Kräfte. Dieser gut ausgebildete Mann, der ein aktives und erfülltes Leben gewohnt war, konnte mit dem ihm aufgezwungenen, sinnentleerten Müßiggang nicht umgehen. Er litt so sehr darunter, dass sein Jähzorn wuchs. Was Musia betraf, sie war voller Verzweiflung und nervlich am Ende. Sie fand auf einmal Gefallen an den Magazin-Berichten, in denen es um Gewalt ging. Sie wollte alle Details über die Folter in China erfahren. Ihre Eltern glaubten, sie hätte Fieber und phantasierte.

Nur der Mutter gelang es, Ruhe zu bewahren. Ruhig, sanft und zärtlich bildete sie das Fundament, auf dem das zerbrechliche Gebilde ihrer Familie ruhte. Sie beruhigte ihren Mann, wenn er schweißgebadet und überzeugt davon, dass er gerade einen Herzanfall erlitten hätte, aus dem Schlaf hochschreckte, und sie kümmerte sich um die völlig erschöpfte Musia, die so abgemagert war, dass sie mit der Hand eine Seifenblase auffangen konnte, ohne dass diese zerplatzte. Die Stärke und Belastbarkeit der Mutter wuchs mit den Entbehrungen, denen sie und ihre Familie ausgesetzt waren.

Der Holocaust

An diesem Tag war es heißer und stickiger als sonst. Musia erwachte mit einem unguuten Gefühl. Sie hatte den Eindruck, ein schwerer Stein läge auf ihrer Brust. Im Laufe des Tages verstärkte sich diese Empfindung. Sie wusste nicht, warum sie so fühlte, und es gelang ihr nicht, dieses Gefühl zu unterdrücken. Sie sprach auch nicht darüber. Gegen Abend wurde der Schmerz größer, fast schon physisch. Ihr Herz zog sich zusammen wie in einem Schraubstock. Sie versuchte lange vergeblich, zu schlafen. Schließlich döste sie ein. Plötzlich riss sie ein Geräusch aus dem Schlaf. Sie hörte Schritte auf der Treppe..., Stimmen, die Dachluke wurde laut krachend geöffnet, ein Licht blendete sie. „Hier sind sie!“ Musias Eltern schreckten aus dem Schlaf auf. Der Vater stieß einen Schrei aus, der sogleich wieder verstummte. Sie hatten verstanden. Das war das Ende. Die Silhouetten zweier Uniformierter zeichneten sich im Halbdunkel ab. Daneben stand Herr Patralski, barfuß, ohne Hemd, das Gesicht aschfahl. Nur eine Frage: „Jude?“ – „Ja!“, antwortete der Vater und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. „Kommen Sie mit!“ Sie bewegten sich vorwärts wie Schlafwandler. Mechanisch zog Musia ihren Mantel über das Nachthemd. War das vielleicht ein Alptraum? Würde sie jeden Moment aufwachen, und es wäre vorbei? Zwischen ihren Eltern stieg sie die Treppen hinunter. Dort stand Frau Patralski, neben ihr ein Soldat. Ihre Hände zitterten krampfartig. Ihre Augen rollten wie Murmeln in ihrem wächsernen Gesicht hin und her. Sie hatte Todesangst.

Sie verließen das Haus. Vor den Eltern lief Musia und hinter ihnen die beiden Deutschen. Einer von ihnen trug Zivil und am Gürtel einen Revolver, außerdem eine schwarzgeränderte Brille und einen winzigen Schnurbart. Das ausdruckslose von den Brillengläsern verdeckte Gesicht verdeutlichte ihnen: Jeder

Versuch, an menschliche Gefühle zu appellieren, war sinnlos. Was konnte man von einem Eisblock schon erwarten? Schweigend liefen sie weiter, Richtung Gefängnis, durch eine mondlose und sternenklare Nacht. Die Straßen waren leer. Musias Vater zog sie zu sich heran und steckte ihr ein Bündel Banknoten in die Manteltasche. „Behalte sie, mein Kind“, murmelte er. „Mund halten!“, rief der Soldat.

Sie näherten sich unweigerlich ihrem Ziel. An der Kreuzung blieben sie stehen. Vor ihnen lag das ihnen gut bekannte dunkle Gebäude. Der Vater drehte sich ein letztes Mal zu seinen Peinigern um und bat sie, ihn und seine Familie freizulassen. „Unmöglich!“, antwortete der Soldat mit der dunklen Brille. In diesem Moment verlor der Arzt die Kontrolle über sich und rief: „Wenn das so ist, dann tötet mich gleich hier. Ich werde mich nicht weiter von euch quälen lassen!“. Fassungslos hob der Deutsche die Schultern. „Wie Du willst.“ Seine Hand suchte nach dem Revolver. Auf einmal warf sich der Vater auf seinen Unterdrücker und packte ihn. Ein letzter Schrei entrang sich seiner Kehle: „Musia! Lauf! Lauf!“. Wie in Trance sah sie, dass der Deutsche den Vater von sich stieß und wie dieser zusammenbrach. Sie sah, wie ihre Mutter sich auf ihn warf – und dann rannte sie. Ihre Füße schienen den Boden nicht mehr zu berühren. Sie flog, sie schwebte. Dann waren Schüsse zu hören..., ein langer spitzer Schrei, jetzt war es ihre Mutter die schrie – es war der Schrei einer tödlich verletzten Seele. Sie hatten den Vater getötet. Musia lief weiter. Ihr Kopf war leer, all ihre Kraft steckte sie in ihre Beine. Sie rannte und rannte. Wieder hörte sie Schüsse. Die Klagelaute hörten abrupt auf. Es folgte Stille. Musia dachte an gar nichts mehr. Sie rannte. Sie kam an eine Wehrschanze. Ein Wachposten rief: „Wer ist da? Halt! Ich schieße!“. Musia lief weiter, sie konnte nicht mehr anhalten. Was hatte den Soldaten davon abgehalten zu schießen? War es der Lärm des vorangegangenen Gemetzels? Hatte er in der Dunkelheit die Umrisse eines Kindes erkannt? Das weiß nur Gott allein.

Instinktiv lief Musia in den Teil der Stadt, in dem das Haus der Delkiewiczzs stand. Je weiter sie sich von dem Unglücksort entfernte, desto mehr verlangsamte sie ihre Schritte. Vor dem Tor des Hauses blieb sie stehen. Zum ersten Mal fasste sie wieder einen zusammenhängenden Gedanken. Was sollte sie nun tun? Mechanisch lief sie den Treppenaufgang bis zur Eingangstür hoch und klopfte. Unter der Tür war ein Lichtschein zu sehen. Dann die Stimme von Frau Delkiewicz. „Wer ist da?“ – „Musia“, antwortete sie. „Heiliger Jesus!“ In dem Ausruf lag Angst. Schließlich ein Murmeln. „Bleib nicht hier, geh!“

Mit der Kraft der Verzweiflung blieb Musia beharrlich. „Bitte lassen Sie mich rein. Ich weiß nicht, wo ich sonst hin soll.“ Plötzlich wurde sie von einer rauen Männerstimme unterbrochen: „Mach, dass du verschwindest, kleine Teufelsbrut, oder ich rufe die Deutschen!“. Musia lief hastig davon, durch das Fenster spürte sie die Blicke, die man ihr nachwarf. Hilflos irrte sie durch die dunklen Straßen und fand sich irgendwann vor dem Haus von Danielle wieder. Ein schwaches Licht fiel durch das Fenster. Trotz ihrer Angst überwand sie sich und klopfte an die Tür. Schritte waren zu hören. Eine Kette wurde gelöst. Dann war der Umriss einer Frau zu sehen, die bei Musias Anblick erschrocken zurückwich. Mit kleinlauter Stimme flehte das Kind sie an: „Darf ich reinkommen?“. Widerwillig ließ Danielles Mutter sie eintreten. Sie sah sich verzückt um. Es war so lange her, dass sie ein richtiges Zimmer gesehen hatte. Im Kamin knisterte das Feuer. Der Raum war erfüllt von Wärme und von Familienleben. Da stand ein holzgeschnitzter Tisch, und die Wände schmückten bunte Bilder. Danielles Mutter fragte sie: „Kleine, was ist passiert?“. Musia antwortete mit dumpfer Stimme: „Sie haben meine Eltern getötet.“, und „Nein danke, ich habe keinen Hunger.“. In ihren angsterfüllten Augen stand eine Frage. – Danielles Mutter schüttelte den Kopf. „Du kannst nicht hier bleiben; wenn der Vater heimkommt...“ Musia verstand. Er würde genauso reagieren wie der Mann bei den

Delkiewicz. – „Darf ich wenigstens kurz Danielle sehen?“ – „Aber sie schläft“, war die Antwort. Dann gab sie dem stummen Flehen des Mädchens nach und öffnete eine Tür. Musia blickte in das Zimmer. Danielle schlief in einem großen Bett, zugedeckt mit einer Daunendecke. Eine Hand unter dem Kopf und die Haare zerzaust auf dem Kissen, atmete sie friedlich im Schlaf. Ihre langen Wimpern warfen Schatten auf ihre runden Wangen. Gerührt und voller Bewunderung betrachtete Musia das schlafende Kind. Dann wurde sie von Danielles Mutter, die die Rückkehr ihres Mannes fürchtete, aus dem Zimmer geschoben, und die Tür schloss sich wieder. Beschämt von der Situation, versuchte die Frau, Musia ihre Lage zu erklären. Musia nahm es ihr nicht übel. Sie verstand.

Wieder befand sie sich auf der dunklen, verlassen und feindlichen Straße. Doch der Anblick ihrer kleinen Freundin hatte ihr auf seltsame Weise gut getan. Es gab sie noch, die normale Welt. Sie dachte nach. Wie sollte sie sich in Sicherheit bringen? Auf einmal sah sie klar und deutlich ihre Eltern vor sich. Und sie erinnerte sich an den Garten bei dem verlassenen Haus, wo sie sich schon einmal versteckt hatten. Das war nicht weit von hier. Sie fand den Ort. Sie suchte die Öffnung im Zaun und schlich in den Garten. Sie kroch in die Himbeersträucher und suchte sich eine Stelle, die gut bewachsen war. Sie legte sich auf den kalten Boden, unempfindlich gegenüber den Stacheln, die ihr die Beine zerkratzten. Voller Angst beobachtete sie die Straße und lauschte so angestrengt auf jedes Geräusch, dass ihr die Ohren schmerzten. Sie glaubte, Schritte zu hören, dann spürte sie eine Berührung am Hals. War es ein Insekt, ein Tier oder jemand der mit einem Stock das Gestrüpp absuchte? Hatte man sie entdeckt? Angsterfüllt verharrte sie unbeweglich in ihrer Position. Neigte nur leicht den Kopf, damit der Stock nicht auf Widerstand stieß.

Ihr Herz klopfte so stark, dass sie fürchtete, man könnte es hören. Die Schritte entfernten sich langsam. Erschöpft sank sie zusammen und schlief schließlich ein. Die morgendliche Kälte

holte sie aus dem Schlaf. Sie war von Tau bedeckt und zitterte am ganzen Körper.

Einen glücklichen Moment lang hatte sie vergessen, was geschehen war. Sie wunderte sich, warum sie sich an diesem Ort befand, und dann kehrte die Erinnerung zurück, und der ganze Schrecken brach über ihr zusammen. Sie versuchte aufzustehen, doch ihre nackten Füße waren von der Kälte ganz steif und versagten ihr den Dienst. Die Vögel zwitscherten, und die Sonne ging auf. Von ihren Strahlen erwärmt, gelang es Musia allmählich, ihre Glieder wieder zu bewegen. Es war schönes Wetter, und sie fasste wieder Mut. Unter dieser strahlenden Sonne konnte ihr nichts Böses geschehen. Leichter Nebel tauchte die Häuser und Bäume in einen geheimnisvollen Schleier.

Musia verließ ihr Versteck, und lief ohne ein Ziel zu haben, in Richtung Stadt. Vor einem heruntergekommenen Häuschen blieb sie stehen. Es war zur Hälfte verdeckt von einem überwuchernden Garten. Bewohnt wurde es von zwei betagten Schwestern. Früher war Musia oft mit ihrer Mutter hier gewesen, um Blumen zu kaufen. Sie hatte es geliebt, nach der Hitze der Straße das kühle und schattige Haus zu betreten. Der Boden war mit bunten Blumentöpfen bedeckt, und seltene Gewächse rankten an den Fenstern und Wänden empor. Es war ein richtiges kleines Feenhäuschen, und es hätte Musia nicht gewundert, wenn sich der Gehstock der alten Frauen auf einmal in einen Zauberstab verwandelt hätte. Überwältigt von diesen Erinnerungen, betrachtete sie das verfallene Häuschen. Es sah verlassen aus. Waren die alten Schwestern vielleicht schon tot?

Musia setzte ihren Weg fort. Die wenigen Fußgänger, denen sie begegnete, schenkten ihr keine Beachtung. Zerlumppte und abgemagerte Kinder waren keine Seltenheit in dieser unruhigen Zeit. Trotzdem hatte sie das Gefühl, verfolgt zu werden. Schon seit einer Weile liefen eine Frau und ein junger Mann hinter ihr und passten ihre Geschwindigkeit an Musias an. Sie blieb

stehen. Das Paar sprach sie an: „Du bist doch eine Jüdin, gib es zu!“. Resigniert gab sie ihr schändliches Vergehen zu, ja sie war Jüdin. „Tatsächlich, und wo willst du hin?“ Die Frage hatte sie sich selbst noch gar nicht gestellt. Auf einmal kam ihr ein Name in den Sinn. Der des alten Friedensrichters. Der fast freundschaftliche Ton der beiden ließ sie etwas Vertrauen fassen, und sie gab ihnen die Adresse des Richters. Ja, dorthin wollte sie. Es war gar nicht weit. Sie sahen sich an und machten schließlich kehrt. Musia war erleichtert und setzte ihren Weg fort. Irgendwann erreichte sie den besagten Ort. Sie zögerte. Wieder hatte sie dieses seltsame unerklärliche Gefühl. Außerdem kannte sie den streng aussehenden alten Mann kaum.

Da fiel ihr das Waisenhaus ein. Ja, dort war ihr Platz, jetzt, da sie tatsächlich keine Eltern mehr hatte. Sie änderte die Richtung und machte sich erleichtert auf den Weg. Musia war sich sicher, nun den Ort gefunden zu haben, an dem man sie aufnehmen würde. Umso größer war ihre Verzweiflung, als sie am Eingang einen deutschen Soldaten erblickte. Auf dem Hof waren weitere Soldaten zu Gange. Das Waisenhaus war verlegt worden und Musia kannte die neue Adresse nicht. Mit hängendem Kopf lief sie auf und ab, ohne Ziel. Sie war ganz allein in einer feindseligen Welt.

Sie war ein Mensch, so wie die Leute, die an ihr vorbeigingen und doch ganz anders. Sie konnten nicht mit ihr kommunizieren. Sie war völlig allein. Sie erreichte den Marktplatz. Trotz der frühen Stunde herrschte schon reges Treiben. Die Gemüsehändler priesen ihre Waren an. Auf dem Balkon der einst von ihnen bewohnten Wohnung hatte jemand Wäsche aufgehängt. Dort wohnten nun andere Leute. Sie dachte an den „Jungen“: Die Fensterläden der Villa waren geschlossen. Waren sie umgezogen oder nur in die Ferien gefahren? Inmitten der Menge vergaß sie ihr heruntergekommenes Aussehen. Auf einer der Auslagen entdeckte sie verschiedene Heiligenbilder, sie näherte sich, um einen Nachdruck der Schwarzen Madonna von Tschenstochau zu

betrachten. „Das ist doch eine Jüdin! Ich kenne sie!“, rief die empörte Händlerin mit schriller Stimme. Musia zuckte zusammen, und es schnürte ihr die Kehle zu. Sie sah, wie einige Frauen versuchten, die aufgebrachte Händlerin zu beruhigen, vielleicht setzten sie sich für sie ein? Schließlich waren die Russen doch nicht weit. Hastig lief sie davon. Zu spät! Um sie herum hatte sich schon eine Menschenansammlung gebildet, und ein Mann fragte sie: „Du bist doch eine kleine Jüdin?“. Es wurde still um Musia, und als hätte jemand anders Besitz von ihr ergriffen, lachte sie und zeigte dem Mann einen Vogel: „Du tickst wohl nicht richtig?“. Diese Geste rettete sie. Lustlos löste sich die Menge auf, und Musia entfernte sich. Dabei zwang sie sich, nicht zurückzublicken und langsam zu gehen, als wäre nichts gewesen. Sie lief geradewegs zur Kirche. Die Pforte war verschlossen, aber die Kapelle stand offen. Sie war leer, nur die Kerzen brannten vor dem Bild der Heiligen Maria.

Musia sank erschöpft auf die Knie. Sie hob den Blick und betete: „Du, die Du meiner Mutter so ähnlich bist, Mutter aller Menschen, sei auch ein wenig meine Mutter und beschütze mich!“. Es war ihr, als hätte sie ein Lächeln auf dem Gesicht der Madonna gesehen. Sie zog einen der Geldscheine aus dem Bündel, das sich noch immer in ihrem Mantel befand, und warf ihn in die Spendenkiste für die Armen. (Der Pfarrer würde sich später beim Öffnen der Kiste über den Tausend-Zloty-Schein wundern. Er würde wohl kaum ahnen, dass es ein jüdisches Kind war, das diese großzügige Spende gegeben hatte.)

Mit einem Mal hatte Musia eine Erleuchtung. Dr. Bogonsiewicz! Wieso war sie nicht eher darauf gekommen? Voller Hoffnung machte sie sich wieder auf den Weg. Da war das Häuschen mit den grünen Fensterläden, das ihr der Vater einmal beschrieben hatte. Musia stieg die mit Begonien bepflanzte Außentreppe nach oben. Eine alte Dame öffnete ihr die Tür. Sie hatte große Ähnlichkeit mit dem Doktor. Sicherlich war sie

seine Mutter. „Wer bist Du?“, fragte sie. Musia nannte mit zitternder Stimme ihren Namen.

Das Wunder geschah, sie wurde nicht weggejagt. Sie betrat das kleine niedrige Wohnzimmer und sah eine junge Frau in Begleitung eines Mannes. Musia erkannte das feine klassische Gesicht der Frau. Es war die Gattin des Doktors, und der Mann neben ihr musste ihr Bruder sein, denn sie ähnelten einander. Sie fragten Musia, was ihr zugestoßen sei, und als sie hörten, was geschehen war, wurden sie blass vor Entsetzen. Man brachte sie in die Küche, und die alte Dame gab ihr Brot und eine Schale mit warmer Milch. Unter den wohlwollenden und mitfühlenden Blicken taute Musia langsam auf. Zum ersten Mal wurde ihr richtig bewusst, dass ihre Eltern tot waren. Sie begann zu weinen. Schwere bittere Tränen stiegen aus ihrem tiefsten Inneren auf und liefen ihr lautlos die Wangen hinunter. Das Essen blieb ihr im Hals, stecken und obwohl sie seit zwei Tagen nichts gegessen hatte, bekam sie keinen Bissen herunter.

Die beiden Frauen und der Mann schienen sich nicht einig zu sein. Sie waren sofort bereit, Musia bei sich aufzunehmen, doch der Mann war zurückhaltender. „Denk an Dein Baby!“, sagte er immer wieder zu seiner Schwester. Sie beschlossen, mit der Entscheidung bis zur Rückkehr des Doktors zu warten.

Der Bruder verließ das Haus und kam mit erschreckenden Neuigkeiten wieder. Man hatte das Haus des alten Richters durchsucht. Er wollte nun von Musia wissen, ob sie ihren beiden Verfolgern am Morgen nicht doch auch den Namen des Dr. Bogonsiewicz genannt hätte. Sie verneinte. Doch der Bruder bestand darauf, dass Musia das Haus sofort verließ. Die Deutschen könnten jeden Augenblick auftauchen. Die junge Frau hatte Tränen in den Augen, sie verzweifelte an dem Dilemma. Wie konnten sie Musia jetzt im Stich lassen? Als letztes Argument holte der Mann das Kind aus der Wiege und legte es seiner Schwester in den Arm. Damit war die Entscheidung gefallen. Sie

brachten Musia in den Garten und halfen ihr, über die Mauer zu klettern. Sie sollte es nochmals im Waisenhaus versuchen. Es befand sich angeblich noch immer unter der gleichen Adresse.

Musia nickte nur, zu schwach, etwas zu entgegen. Sie verstand die Bogonsiewicz's. Also lief sie wieder zum Waisenhaus. Der Eingang war leer, und auch der Wachsoldat war nicht mehr da. Außer sich vor Freude erblickte sie einige Kinder, die im Hof spielten. Die deutschen Soldaten standen in einer Gruppe am anderen Ende des Hofes und warteten auf ihr Essen. Musia folgte einer Gruppe von Kindern in das Gebäude. Erleichtert lief sie zum Büro der Mutter Oberin. Diese öffnete ihr überrascht die Tür. „Gute Mutter, nun werden Sie mich wohl aufnehmen. Jetzt bin ich wirklich eine Waise.“, sagte Musia zu ihr und reichte ihr das Bündel Banknoten aus ihrer Manteltasche. Schweigend hörte sich die Oberin Musias Bericht der Ereignisse an. Sie strich dem kleinen Mädchen zärtlich über den Kopf. Dann schickte sie sie zur Verwalterin. Die sollte ihr Kleider geben. Gerettet. Sie war zu erschöpft, um noch Gefühle zu entwickeln, und so empfand sie in diesem Moment weder Freude noch Erleichterung.

Die nächsten Tage verbrachte sie auf der Krankenstation. Schwester Helen warf einen kurzen Blick auf sie und entschied, dass sie in ein Einzelzimmer kommen sollte. In die sauberen Laken gehüllt, genoss Musia, die sich endlich in Sicherheit fühlte, den Luxus der Ruhe. Das Essen wurde ihr von den jungen Mädchen gebracht. Musia rührte das und sie wollte sich für diese aufopferungsvolle Pflege bedanken. Doch sie sollte schnell erkennen, wie naiv sie die Situation eingeschätzt hatte. Sie gaben ihr trocken zur Antwort, dass sie nur die Anweisungen der Mutter Oberin ausführten, weiter nichts. Die Trennung zwischen Musia und den anderen bestand also noch immer. Sie blieb eine Fremde. Das bekam sie überall zu spüren. Die anderen misstrauten ihr, kaum jemand mochte sie. „Judas! Falsche Schlange! Christusmörder!“, riefen sie ihr nach. Ihre jüdische Herkunft haftete ihr unablässig an.

Allerdings war sie nicht die Einzige: Im Heim waren noch weitere jüdische Kinder untergebracht. Nur war Musia unglücklicherweise noch zu klein, um sich zu wehren und stellte daher ein leichtes Opfer dar. Außer ihr gab es noch zwei jüdische Mädchen, sie waren Geschwister und fünfzehn und sieben Jahre alt. Zu groß, um ungestraft geärgert zu werden. Und die beiden jüdischen Jungen waren zu klein, sie konnten noch nicht einmal sprechen. Auch sie ließ man in Ruhe. Die ganze Verachtung konzentrierte sich also auf die wehrlose Musia. Die Kinder verletzten sie nicht physisch, doch sie ließen keine Gelegenheit aus, sie ihre Herkunft spüren zu lassen. Die Ordensschwestern schlugen ihr vor, sich taufen zu lassen. Sie klammerte sich an diesen Rettungsanker. Endlich würde sie so sein wie die anderen! Endlich würde sie das Hindernis überwinden, das sie von den anderen trennte! Hektisch bereitete sie sich auf dieses entscheidende Ereignis vor, das ihr Leben verändern sollte.

Sie begann wieder zu fasten und zu beten. Sie wollte sich reinigen, alles Sündige an sich ausrotten, um schließlich in den Stand der Gnade einzutreten. An einem Sonntag wurde sie während der Messe ohnmächtig, nachdem sie am Abend zuvor ihren Teil des Essens weggegeben hatte. Eines der älteren Mädchen erzählte Schwester Gabriele davon, die Musia zur Strafe einsperrte, mit dem strikten Verbot zu fasten. Musia gehorchte und beschränkte sich darauf, stundenlang betend in der Kapelle zu knien, bis der Schmerz in den Beinen unerträglich wurde.

Es kam der große Tag, und sie wurde getauft. Schwester Gabriele war ihre Patin, und Musia wählte „Anne“ als ihren Taufnamen. Musia glaubte an eine augenblickliche Veränderung ihrer Person, in dem Augenblick, da sie das Weihwasser des Priesters benetzte, und wunderte sich, als sie später im Spiegel immer noch in das gleiche Gesicht blickte.

Doch was war das? Das Verhalten der Kinder änderte sich kaum. Musia tröstete sich mit dem Gedanken, dass erst mit der

Erstkommunion endgültig alle Unterschiede ausgemerzt sein würden. Seit ihrer Flucht war sie nicht mehr in der Stadt gewesen, und am Tag der Erstkommunion lief sie gemeinsam mit einem Duzend anderer Kinder singend durch die Straßen, die Mädchen trugen geblünte Kleider und die Jungen weiße Hemden. Sie trugen Margeritenkränze im Haar und sangen Kirchenlieder. Aus ganzem Herzen, denn auf sie wartete ein Festessen von Milch und Honig, das im Waisenhaus in der Mitte des Speisesaals für sie aufgebaut war. Heute würden sie einmal den ganzen Tag im Mittelpunkt stehen. Und diesmal gehörte Musia mit dazu, sie war ganz außer sich vor Freude. Auch sie hatte ein Recht auf dieses Glück. In der Kirche traten die Kinder mit einer Kerze in der Hand an den Altar. Musia hatte den Mund weit geöffnet, um die Hostie zu empfangen. Sie machte sich bewusst, dass es sich um den Leib Christi handelte, und versuchte, sich ihre Sünden ins Bewusstsein zu rufen. Doch stattdessen stieg immer wieder das Bild ihrer Eltern in ihr auf. Wenn sie ihr Glück nur mit ihnen teilen könnte. Seht euch eure Musia an! Sie wird nicht mehr verfolgt und vertrieben werden. Nichts, gar nichts trennt sie nun noch von den anderen Kindern ihres Alters.

Nach dem Gottesdienst geriet sie in die Gruppe der Älteren, die etwas abseits standen. Voller Selbstvertrauen baute sie sich freudestrahlend in der Mitte der Gruppe auf und rief triumphierend: „Seht ihr! Jetzt bin ich auch eine Polin!“. Verächtlich erwiderte einer der Jungen: „Blödes Judenkind, du bist keine Polin!“ Musia taumelte, der Satz traf sie mitten ins Herz. Sie versuchte, ihm die Stirn zu bieten: „Doch, ich bin eine Polin, ich bin doch hier geboren. Und ich bin Christin, genau wie ihr. Also warum? Warum?“ Er zuckte nur mit den Schultern, ohne sie einer Antwort zu würdigen. Ihr mühsam aufgebautes Erklärungsgestüst stürzte in sich zusammen. Gegen das Irrationale hatte sie keine Chance.

Wer sind Wir?

Maria, Luda und Antoinette waren Schwestern. Maria, die Älteste, war zwölf Jahre alt, kräftig, gutmütig und etwas einfältig. Luda war die Mittlere, und sie hatte das Sagen. Mit ihrem Blick durchbohrte sie die feindliche Welt. Wie Tigerinnen beschützten die beiden wachsam und fürsorglich die jüngste Schwester. Antoinette war ein süßes vierjähriges Mädchen.

Auch sie hatten eine Tragödie erlebt: Der Vater hatte die Mutter quasi vor den Augen der Kinder erstickt. Das einzige, was die Mädchen ins Heim mitgebracht hatten, war das Bett, in dem das Unglück passiert war, und eine Daunendecke. Darin schliefen die drei und wurden von den anderen um die warme Bettdecke beneidet. Auch sie waren traumatisiert von den tragischen Ereignissen, die sie erlebt hatten. Die anderen Heimkinder wollten mit den „Mörderkindern“ nichts zu tun haben. Die Mädchen freunden sich mit Musia an, die ihnen bis spät in die Nacht Geschichten erzählte, um Maria von ihren Alpträumen abzulenken, aus denen sie oft schweißgebadet erwachte.

Während der Ernte halfen die Waisenkinder auf den Feldern mit. Das waren glückliche Tage für Musia. Im Morgengrauen liefen sie los, und ihre nackten Füße versanken im schlammigen Boden des Weges. Bald schon hatten sie Stiefel an den Füßen, die weiche Erde haftete an ihnen und bildete eine dicke Schicht. Auf den Feldern stand der Weizen mannhoch, und es sah aus als läge ein goldenes, im Wind wogendes, mit Mohn- und Kornblumen verziertes Tuch über den Feldern. Ein Vogel schwang sich empor und trug sein Lied weit in den Himmel.

Sie begannen mit der Arbeit. Die Jungen mähten mit freiem Oberkörper den Weizen mit Sensen, die bei jeder Bewegung in der Sonne aufblitzten. Die Ordensschwestern und die großen

Kinder banden ihn zu Bündeln zusammen, und die Kleinen liefen hinterher und sammelten die übrigen Ähren vom Boden auf. Gegen Mittag waren sie so müde, dass sie keine Lust hatten, von der Suppe und dem Brot zu essen. Stattdessen ruhten sie sich im Schatten der Wickensträucher aus.

Musia lag ausgestreckt da und betrachtete träumend den Himmel, dessen tiefes Blau von weißen Wolkenstreifen durchzogen war. Sie stellte sich vor, in Iwaniska zu sein. Schon hörte sie die Stimme der Mutter: „Mein Häschen, es ist Zeit, nach Hause zu gehen.“. Doch es war die Stimme von Schwester Gabriele, die sie in die Realität zurückholte.

Plötzlich wurde ihr schweißnasser Körper ganz kalt. Trotz der Hitze begann sie zu frieren. Sie hustete. Das Klopfen auf den Rücken und das Wasser, das man sie trinken ließ, milderte ihre Hustenanfälle nur wenig. Zurück im Heim, horchte Schwester Helen sie ab. Das Fieberthermometer zeigte 38,5 Grad, und auch die folgenden Abende sank die Temperatur nicht. Ihr Bett wurde ans Ende des Schlafsaals gestellt, und zu ihrer großen Enttäuschung durfte sie nicht weiter bei der Ernte helfen. Tagsüber langweilte sie sich und wartete ungeduldig auf die Rückkehr der Kinder. Diese waren überzeugt, Musia versuche, sich unter dem Vorwand körperlicher Schwäche, vor der Arbeit zu drücken. Also mischte sich Musia heimlich unter die Gruppen von Kindern, die zur Ernte gingen. Die Ordensschwestern taten so, als hätten sie sie nicht bemerkt. Mit der letzten Kraft ihres ausgemergelten Körpers, versuchte sie somit, der Ächtung durch die anderen Kinder zu entgehen.

Im Waisenhaus gab es jemanden, der noch schlechter behandelt wurde als Musia. Es war ein kleines schwächliches und hässliches Mädchen. Sie wurde nur die „Rothaarige“ genannt. Niemand kannte ihren richtigen Namen. Ihre zerzauste lockige Mähne ließ sie auf die anderen nichtswürdig und abstoßend wirken und war die Ursache ihrer Ächtung. Wer an ihr vorbeiging,

griff mit der ganzen Hand nach dem orangefarbenen Schopf und zog aus Leibeskräften daran. Das Kind konnte sich nicht wehren und begann zu weinen. Dieses Verhalten war eine Art Ritual geworden, das von allen, einschließlich dem Opfer, akzeptiert wurde. Eines Tages, Musia hatte besonders viele Demütigungen ertragen müssen und fühlte sich sehr unglücklich, kam sie an der „Rothaarigen“ vorbei und gab dem unwiderstehlichen Impuls nach: Sie griff blitzschnell nach dem Schopf des Mädchens, zog aus Leibeskräften und schüttelte es wie einen Pflaumenbaum. Wie erwartet, begann das Kind zu weinen, und Musia verspürte eine Art fiese Befriedigung, die sich jedoch sogleich in Abscheu verwandelte. Sie erinnerte sich an die einzige Ohrfeige, die sie je von ihrem Vater erhalten hatte. Beim Spielen hatte sie vor ihren Kameraden damit geprahlt, dass ihr Vater Arzt war und der der anderen nur ein einfacher Bauer. Durch das offene Fenster des Behandlungsraums hatte der Vater ihre Worte gehört. Zornig hatte er seiner Tochter erklärt, dass man niemals, wirklich niemals einen anderen Menschen verachten dürfe. Der einzige gerechtfertigte Stolz sei der auf das, was man selbst erreicht habe. Musia hatten die Worte des Vaters stark beeindruckt, und so behielt sie diese Lektion im Gedächtnis. Jetzt schämte sie sich, und ihr wurde die Gemeinheit ihrer Tat bewusst. Von nun an mied sie die „Rothaarige“, die nicht ahnte, dass ihre Extraportion beim Frühstück die Folge von Musias schlechtem Gewissen war.

Die Befreiung

Die Deutschen verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Eines Abends stürmten etwa zehn junge Leute in den Speisesaal. Sie waren schlecht rasiert und ihre Kleidung war zerrissen. Einige trugen Luftgewehre bei sich. Um sie herum bildete sich ein Kreis. Die schnell herbeigerufene Mutter Oberin schätzte mit einem Blick die Situation ab und schickte die Fremden nach oben. Aber zu spät. Die Kinder wussten schon Bescheid. Es war eine Gruppe widerständiger Partisanen, die sich in den umliegenden Wäldern versteckt gehalten hatten. Als sie vom Rückzug der Deutschen erfuhren, wollten sie die Kommandantur an sich reißen. Doch dabei stießen sie auf unerwartet heftigen Widerstand und mussten sich zurückziehen und schließlich flüchten. Nun baten sie hier um Asyl. Sie blieben weiter in der oberen Etage, und die jungen Mädchen stritten sich um die Ehre, ihnen das Essen zu bringen. Einmal wurde diese Aufgabe Musia übertragen, die sehr neugierig und stolz darauf war. Endlich konnte sie die Helden aus der Nähe betrachten und vor allem ihren Anführer, einen etwa zwanzigjährigen gutaussehenden Jungen mit olivfarbener Haut und lockigem Haar. Sie fasste sich ein Herz und fragte ihn, woher er kam. Er antwortete, dass er Jude sei und aus Warschau komme. Musia platzte fast vor Stolz. Der Anführer der Partisanen, der Schwarm aller Mädchen, war Jude. Sie vertraute ihm an, dass auch sie Jüdin sei, doch das machte keinen Eindruck auf ihn, und er flirtete, unter der strengen Beobachtung der Ordensschwwestern, weiter mit den älteren Mädchen.

Am Abend des dritten Tages, als sich die Kinder gerade fürs Bett fertig machten, hörten sie auf einmal die Detonation heftiger Explosionen. Von Panik erfasst, liefen die Kinder unter

dem ohrenbetäubenden Lärm zerberstender Fenster in Richtung Ausgang. Ruhig und besonnen schickte die Mutter Oberin die Kinder zurück an ihren Platz und ließ sie dann in der vorschriftsmäßigen Reihenfolge in den Keller hinuntergehen: die Kleinen zuerst, dann die Großen, die Schwestern, und die Partisanen trugen die ganz Kleinen und bildeten das Ende der Reihe. Die Bombenangriffe wurden so heftig, dass Sand und Zementstücke von der kaputten Kellerdecke abbröckelten. Die Kinder weinten vor Angst. Schwester Johanna erlitt einen Nervenzusammenbruch, sie hielt sich die Hände vors Gesicht und schrie. Zur Beruhigung begann die Mutter Oberin zu singen, und es war der jüdische junge Mann, der zusammen mit Schwester Helen Medikamente und Wasser holen ging. Als sie zurückkamen, erzählten sie, dass die Deutschen auf dem benachbarten Feld ihre Geschütze aufgebaut hatten und die Granaten über das Gebäude hinwegsausten. Später hörte der Beschuss auf, und die Schwestern verließen den Keller, um die Lage zu erkunden. Dann holten sie die Kinder aus dem Keller. Das Gebäude war schwer beschädigt worden. Das Dach kaputt, die Fenster zerstört und zwei Teile der Wand, direkt neben Musias Bett waren beschädigt.

Gegen Mittag kamen die ersten russischen Soldaten und richteten sich im Hof und in den Nebengebäuden ein.

Es war genau einen Monat her, dass Musias Eltern getötet worden waren.

Und dennoch ...

Musia fiel es schwer zu verstehen, dass sie sich nicht mehr verstecken musste. Die Wege, die sie nun zurücklegte, wären noch vor einem Monat lebensgefährlich für sie gewesen. Welches Glück, den Leuten direkt in die Augen sehen zu können, ohne Angst, denunziert zu werden. War das noch das gleiche Volk? Sie bekam Besuch von Frau Delkiewicz, die ihr einen Mantel mitbrachte, den sie aus dem Überzieher ihres Vaters genäht hatte. In Anwesenheit der Mutter Oberin erklärte sie Musia ausführlich die Gründe für ihr Verhalten, ihre Angst vor dem Besatzer. Musia hörte ihr schweigend zu, sie glaubte ihr und empfand Mitleid mit ihr. Sie war so glücklich ihre eigene Identität wiedergefunden zu haben, dass sie Frau Delkiewicz deren Feigheit gern verzieh.

Eines Tages verschwand die Mutter Oberin. Die Nachricht breitete sich wie ein Lauffeuer unter den Waisenkindern aus. Die Russen hatten sie festgenommen. Besorgt berieten sich die Ordensschwwestern. Was sollten sie tun? Dann wurde Musia geholt und ein Plan geschmiedet. Eine Gruppe von Kindern sollte zur Polizeistation gehen und um die Freilassung der Mutter Oberin bitten. Musia sträubte sich: Sie wollte nicht dorthin gehen, denn schon bei der Erwähnung der Polizei zog sich in ihr alles zusammen. Die anderen waren empört. Nach allem, was die Oberin für sie getan hatte. Schließlich nahm Musia ihren ganzen Mut zusammen und ging mit vier weiteren Kindern in Richtung der ehemaligen Kommandantur. Die Gefangenen hatten gerade Ausgang, und einige Frauen traten auf den Hof – unter ihnen die Mutter Oberin. Sie wirkte schwach und verletzlich in der weltlichen Kleidung, die sie trug. Sie machte eine freundliche Geste in Richtung der Kinder. Die Kinder waren wie elektrisiert und steuerten nun auf den Eingang zu und forderten lautstark den Polizeichef zu spre-

chen. Der Wachposten wusste nicht mehr, wo ihm der Kopf stand, angesichts dieses energischen Ansturms und ließ die Kinder passieren. Sie drangen in das Büro ein. Der Beamte sah sie ohne Feindseligkeit an. Was genau wollten sie denn? Den Kindern flossen heiße Tränen übers Gesicht, als sie ihn baten, ihnen die Mutter Oberin zurückzugeben. Musia trat vor und sagte: „Ich bin Jüdin. Die Mutter Oberin hat mich gerettet...“. „Geht zurück ins Waisenhaus“, antwortete er. Am nächsten Tag wurde die Mutter Oberin freigelassen. Zu Tränen gerührt, umarmte sie die Kinder und nannte sie ihre Retter. Musia fragte sich verlegen, ob es wirklich ihr Eingreifen war, das die Oberin gerettet hatte.

Zu Beginn des neuen Schuljahres organisierten die russischen Soldaten, die in den Nebengebäuden untergebracht waren, ein Fest. Von ihrem Sold kauften sie Bonbons und Hefte für die Kinder. Fröhlich und ausgelassen führten sie, von einem Akkordeon begleitet volkstümliche Tänze vor und lockten sogar die Schwestern aus der Reserve. Was die Mädchen betraf, sie schmolten mit ihnen, da die Männer, die dem Waisenhaus ihre Duschanlage zur Verfügung stellten, die Situation schamlos ausgenutzt hatten, um die nackten Mädchen durch das Türschloss zu beobachten und dies ausführlich zu kommentieren. Aber sie konnten ihnen nicht lange böse sein, die Soldaten waren so fröhlich und gutmütig.

Musia strahlte. Sie kam in die Schule. Nach einer kurzen Prüfung, wurde ihr bestätigt, dass sie in die dritte Klasse aufgenommen werden konnte. Die Kinder verließen jeden Morgen in kleinen Gruppen das Waisenhaus und liefen zur Schule, die sich im Stadtzentrum befand. Zusammen mit anderen Kindern ihres Alters warteten sie im Pausenhof auf das Läuten der Schulklingel. Die Waisenkinder mit ihren zerlumpten Kleidern und den kargen Pausenbrotten wurden von den anderen Schülern verachtet und gemieden. Musia spürte, dass sie zu den Benachteiligten gehörte. Auch von den Lehrern wurden sie ausgeschlossen, und so solidarisierten sich die Waisenkinder miteinander, und Musia

war glücklich, dass ihre Kameraden, von denen sie vorher immer zurückgewiesen worden war, nun auch hinter ihr standen. Musia nahm auch diese Tatsache hin, so wie sie auch vorher alles akzeptiert hatte, was ihr widerfahren war.

Eines Tages begegnete sie Oleg. Auch er war Waise geworden und wohnte nun bei seiner Tante. Seine Eltern waren in der gleichen Nacht getötet worden wie die von Musia. Oleg erzählte ihr, dass sie von dem Mann verraten worden waren, der sich einige Tage mit ihnen im Keller versteckt hatte. Musia war erschüttert. Konnten etwa auch Juden Verräter sein?

Die Schwestern erhielten den Befehl, das Waisenhaus zu verlassen. Sie sollten durch russische Erzieher ersetzt werden. Die Kinder waren aufgebracht. Man wollte sie umerziehen. Sie sollten ihre Religion aufgeben. Aus ihnen sollten Kommunisten werden. Sie versammelten sich rund um die Schwestern und schworen, sich nicht von Gottlosigkeit und Lasternden verderben zu lassen.

Die Ordensschwestern verließen das Waisenaus. Die neuen Betreuer machten keinen bösen Eindruck. Es gab nun zwei Lager: Die Russen, die entschlossen waren, die Kinder nach ihren Vorstellungen zu erziehen, und die Kinder, ebenso entschlossen, nicht von ihrem Glauben abzulassen. Nach und nach entspannte sich die Situation. Es wurden Spiele und Sportwettkämpfe organisiert. Die besten Schüler wurden „Komsomolzen“, und auch die anderen schlossen sich letztendlich den neuen Ideen an. Die Religion trat in den Hintergrund, und die Gewohnheiten änderten sich....

Es kam eine Frau vom jüdischen Rat in Lemberg ins Waisenhaus. Sie war auf der Suche nach jüdischen Kindern, die dem Holocaust entkommen waren. Von ihr erfuhr Musia, dass ihre ganze Familie von den Nazis ausgerottet worden war. Und damit schwand auch ihre Hoffnung, ein neues Zuhause zu finden.

Noch immer hustete sie viel und hatte jeden Abend Fieber. Man schickte sie zusammen mit anderen geschwächten

und unterernährten Kindern in ein von den Russen organisiertes Ferienlager. Dort bekamen sie acht Tage lang so viel Weißbrot und Butter zum Frühstück, wie sie wollten, und mussten jeden Tag Mittagsschlaf halten. In dieser Zeit lernte Musia Zoia kennen, eine schwermütige und schweigsame Frau. Sie war besonders fürsorglich zu den Kindern, achtete sehr sorgfältig auf ihre Ernährung, zupfte ihnen die Kleider zurecht und wusch sie, wenn es notwendig war. Dennoch mochten die Kinder sie nicht besonders und fanden sie seltsam. Eines Nachmittags, Musia saß gerade neben ihr im Garten, schlug die Frau ihr vor, mit ihr nach Moskau zu kommen und dort als ihre Tochter mit ihr zu leben. Sie sei allein auf der Welt und habe niemanden mehr. Verlegen lehnte Musia den Vorschlag ab. Zoia unterbreitete ihr Angebot einem Kind nach dem anderen und stieß jedes Mal auf Ablehnung. Sie verstand nicht, warum ihre Großzügigkeit den kleinen Waisenkindern Angst machte. Die aber fürchteten alles, was den vertrauten Verhaltensweisen, mit denen sie groß geworden waren, nicht entsprach. Bedingungslose Liebe gehörte nicht dazu.

Zurück im Waisenhaus, stellte sich der Alltag wieder ein. Es wurde wieder einmal Winter. Mit ihren wenigen Kleidern froren die Kinder bitterlich. Sie hatten keine Socken und wateten mit ihren löchrigen Sohlen durch den Schnee. Musia weinte vor Schmerz, wenn sie von draußen kam und sich ihr Blut in der Wärme des Hauses langsam wieder in Bewegung setzte und durch ihre eisigen Gliedmaßen floss. Ihre Finger waren ganz steif, und sie hatte schmerzhafte Frostbeulen an den Füßen.

Sie wurde Zeugin einer irritierenden Szene: Gegenüber der Schule befand sich ein Gebäude, das zur Kaserne umfunktioniert worden war. Dort hielt man deutsche Soldaten gefangen, die in den Osten deportiert werden sollten. Gerade als die Kinder ihre Ranzen zusammenpackten, waren plötzlich Schüsse zu hören. Die Kinder stürzten zum Fenster und sahen einen Deutschen, der sich mit beiden Händen den Bauch hielt und sich, Schmerzensschreie

ausstoßend, fortzuschleppen versuchte. Zwei junge Soldaten, deren Gewehre noch rauchten, traten an ihn heran. Der eine von ihnen, ein Jugendlicher noch, nahm seine Kappe ab, kratzte sich ratlos an seinem runden kahlrasierten Kopf, während der andere sich teilnahmsvoll über den Verletzten beugte: „He, Väterchen! Hol dich doch der Teufel! Warum versuchst du auch zu fliehen? Da siehst du wie weit du gekommen bist! Hör auf zu weinen, Hurensohn! Keine Sorge, du wirst es überleben, du kommst ins Krankenhaus!“. Und tatsächlich tauchten nun zwei Träger auf, die den Verletzten wegtrugen, während die Soldaten unter Andeutung einer Geste der Ohnmacht davongingen. „Eh, dieser Fritz...!“.

Musia teilte ihren Zorn. Auch sie spürte eher Verachtung und Mitleid als richtigen Hass gegenüber diesen Wahnsinnigen, die sich für die Herrscher der Welt gehalten und so viel Leid und Unglück verursacht hatten.

Eines Tages riefen die älteren Kinder Musia zu sich und verrieten ihr, dass sie heimlich die Ordensschwwestern, die nun in der Pfarrei wohnten, besuchen wollten. Die Schwestern empfingen sie in aller Bescheidenheit und in weltlichen Kleidern. Musia hatte Schwierigkeiten, die Frauen, die sie bisher nur in ihrer imposanten Ordenstracht kannte, zu erkennen. Jetzt wirkten sie verstört, unfähig mit der ungewöhnlichen Situation umzugehen. Schwester Helen war die Einzige, die auch außerhalb des Ordens leben zu können schien. Die Mutter Oberin war schwer krank. Wie sie so in dem makellos weißen Bett lag, mit wächsernen Teint und dem langen geflochtenen Zopf, wirkte sie fast jugendlich. Gerührt bat sie die Kinder, näherzutreten, und nannte sie: „Meine lieben Kinder.“. Mit matter, heiserer Stimme erkundigte sie sich nach jedem der Waisenkinder, ohne auch nur eines zu vergessen. Die älteren Kinder versuchten, fröhlich zu wirken, und erzählten scherzend lustige Anekdoten aus der Schule. Doch das Gesicht von Mutter Celina erstarrte, und große Schweißperlen traten ihr auf die Stirn. Hastig brachten die Schwestern die Besucher nach

draußen. Und während Schwester Helen die Injektion vorbereitete, hörten sie die schrecklichen Schmerzensschreie der Kranken. Es war der Krebs. Musia war erschüttert. Warum musste das Gute mit dem Schlechten bezahlt werden?

Einige Zeit später kündigte der Direktor des Waisenhauses ein großes Fest an. Auch alle Kinder aus der Stadt sollten daran teilnehmen. Der künstlerische Part wurde dem Waisenhaus anvertraut. Unter den Betreuern herrschte große Aufregung: Sie wetteiferten miteinander und forderten höchstes Engagement von den Mitwirkenden. Musia bekam eine zentrale Rolle zugeteilt. Im Anschluss an eine Turnvorführung, sollte sie, als Leichteste von allen, auf eine von 50 Turnern gebildete Pyramide klettern und oben angekommen „Es lebe die Revolution!“ rufen und dabei die rote Fahne schwenken. Musia war die Bedeutung ihrer Aufgabe bewusst, und so verbrachte sie schlaflose Nächte, in denen sie sich alle möglichen Formen von Katastrophen ausmalte, die im letzten Moment ihre „ehrenvolle Aufgabe“ verhindern könnten.

Das Fest fand in einer verlassenen Fabrik statt. Die Waisenkinder ernteten einhelligen Applaus von ihrem Publikum, das aus der ganzen Stadt gekommen war, darunter auch die russischen Offiziere. Von der Spitze der Pyramide aus blickte Musia auf das Meer der ihr zugewandten Gesichter. Sie dankten dem Schicksal für den reibungslosen Verlauf ihres Erfolgs. Dann versammelten sich alle vor dem mit einem roten Stern geschmückten Weihnachtsbaum, und „Diadek Moroz“ („Väterchen Frost“) – die russische Entsprechung des Weihnachtsmannes – verteilte großzügig Krapfen an alle. Musia aß den ihren allerdings nicht. Ihr war schwindelig, sie wurde beinahe ohnmächtig und konnte ihre Bewegungen nicht mehr richtig kontrollieren.

Die ganze Nacht über phantasierte sie. Sie hatte das Gefühl zu verdursten und glühte vom Fieber, aber sie traute sich nicht, die unsympathische Betreuerin Galia zu wecken. Als diese Musia sah, blickte sie sie mit kalten, gefühlsarmen Augen an. Warum?

Galia war doch Russin und für die Russen sind alle Menschen gleich. Oder stimmte das nicht?

Am nächsten Morgen konnte sie nicht aufstehen. Ihre Glieder gehorchten ihr nicht. Galia schimpfte: „Los, los!“. „Ich bin krank“, stöhnte das Mädchen. Mit einem verächtlichen Blick stieß Galia sie grob aus dem Bett. Dann drehte sie sich zu den versammelten Kindern um und sagte: „Diese schmutzigen Juden glauben, sie könnten sich alles erlauben! Immer versuchen sie, andere auszunutzen!“. Die Gruppe verhielt sich unentschlossen. Galia hatte Musias wunden Punkt getroffen. In ihr zerbrach etwas. War es noch immer nicht vorbei? Musia wurde klar, dass das Ende des Krieges nicht das Ende ihres Leids bedeutete. Sie war erschöpft. Ihr war alles egal. Sie hatte keine Kraft mehr weiterzukämpfen. Mechanisch stieg sie die Treppe hinunter. Man brachte sie zur Krankenstation. Dort lag sie ausgestreckt auf dem Bett und verlor das Bewusstsein. Nie mehr leiden. Endlich frei. Endlich Frieden.

Nationalsozialismus und Judenverfolgung 1933 bis 1945

bearbeitet und ergänzt durch Ereignisse aus
den Lebenserinnerungen von Henriette Kretz
von Dr. Daniel Wendorf

30. Januar

Reichspräsident Paul von Hindenburg (1847-1934) ernennt Adolf Hitler (1889-1945) zum Reichskanzler.

1. Februar

Auflösung des Reichstages.

4. Februar

Die Notverordnung „*Zum Schutz des deutschen Volkes*“ schränkt die Versammlungs- und Pressefreiheit – wesentliche Grundrechte der Weimarer Reichsverfassung – ein.

27. Februar

Reichstagsbrand

28. Februar

Die „*Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat*“ („*Reichstagsbrandverordnung*“) setzt die wesentlichen Grundrechte der Weimarer Reichsverfassung außer Kraft. Dazu gehören u. a. das Recht auf persönliche Freiheit, das Recht auf freie Meinungsäußerung sowie das Post- und Fernmeldegeheimnis. Willkürliche Hausdurchsuchungen, Beschlagnahmen und Verhaftungen durch die Nationalsozialisten erhalten so eine gesetzliche Legitimation. Die Reichsregierung darf sich gemäß dieser Verordnung auch in die Belange der Landesregierungen einmischen.

5. März

Bei den Reichstagswahlen verfehlt die NSDAP mit 43,9% die angestrebte absolute Mehrheit.

20. März

Heinrich Himmler (1900-1945) gibt auf einer Pressekonferenz die Errichtung des ersten „*Konzentrationslagers*“ in Dachau bekannt, 20 km nordwestlich von München gelegen. Bereits einen Tag später treffen die ersten Häftlinge in Dachau ein: v.a. politische Widersacher der Nazis. Wenige Wochen später werden dort die ersten Menschen ermordet.

23. März

Das „*Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich*“ („*Ermächtigungsgesetz*“) wird verabschiedet: Die Hitler-Regierung wird vom Parlament – unter Ausschluss der KPD sowie gegen die Stimmen der SPD – dazu ermächtigt, Gesetze zu erlassen und Verträge zu schließen, selbst dann, wenn diese im Widerspruch zu den Bestimmungen der Reichsverfassung stehen. Die legislative Gewalt geht also auf die Exekutive über. Somit wird in Deutschland die Gewaltenteilung beseitigt.

1. April

Die Nationalsozialisten organisieren einen ersten großen Boykott jüdischer Geschäfte, Arztpraxen und Anwaltskanzleien, der bis zum 3. April andauert.

7. April

Das „*Gesetz zur Wiederherstellung des deutschen Berufsbeamtentums*“ ermöglicht es den Nazis, jüdische und „politisch unzuverlässige“ Beamte aus dem Staatsdienst zu entfernen.

26. April

Die Geheime Staatspolizei (Gestapo) nimmt als politische Polizei mit weiten Machtbefugnissen bei der Bekämpfung politischer und ideologischer Gegner der Nazis ihre Arbeit auf.

2. Mai

Zerschlagung der Gewerkschaften und Angestelltenverbände wie auch Beschlagnahmung ihres Vermögens.

10. Mai

„Bücherverbrennung“: In 22 deutschen Hochschulstädten werden vor dem Hintergrund einer *„Aktion wider den undeutschen Geist“* auf Scheiterhaufen Bücher sozialistischer, demokratischer, pazifistischer und jüdischer Autoren verbrannt.

Juni/Juli

Die SPD wird verboten, DNVP und Zentrumsparlei lösen sich selbst auf, und das *„Gesetz gegen die Neubildung von Parteien“* vom 14. Juli regelt, dass es in Deutschland neben der NSDAP keine weitere politische Partei geben darf.

20. Juli

Konkordat zwischen dem Vatikan und dem Deutschen Reich

September

Die *„Reichskulturkammer“* nimmt als Kontroll- und Zensurbehörde ihre Arbeit auf.

14. Oktober

Austritt Deutschlands aus der Genfer Abrüstungskonferenz und aus dem Völkerbund.

1934

26. Januar

Nichtangriffspakt Deutschlands mit Polen

24. April

Ein *„Gesetz zur Errichtung des Volksgerichtshofes“* als ein Sondergericht zur Aburteilung von Hoch- und Landesverrat gegen den nationalsozialistischen Staat und seine Organe wird erlassen. Damit entziehen die Nationalsozialisten „politische motivierte Straftaten“ einer unabhängigen Justiz.

30. Juni

„Röhm-Putsch“: Der SA-Stabschef Ernst Röhm (1887-1934), mehrere Funktionäre der SA-Führung sowie frühere politische Gegner Hitlers werden durch Kommandos der SS und Gestapo verhaftet bzw. ermordet. Der Aktion, die später von Hitler als notwendige Maßnahme zur Abwehr von Putschplänen der SA-Führer („Staatsnotwehr“) dargestellt wird, fallen ca. 200 Personen zum Opfer. Profiteure der Ausschaltung der SA-Konkurrenten sind die Reichswehr sowie die SS, die nun eine stärkere Position im Dritten Reich einnimmt.

2. August

Tod des Reichspräsidenten Hindenburg. Hitler setzt bereits einen Tag zuvor eine Volksabstimmung über die Vereinigung der Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers in seiner Person zum 19. August an. Er wird „Führer und Reichskanzler“. Reichswehrminister Werner von Blomberg (1878-1946) lässt die Reichswehr auf Adolf Hitler vereidigen („Führereid“).

26. Oktober

Henriette Kretz wird als Tochter eines jüdischen Arztes in Stanisławów geboren. Ihre Geburtsstadt liegt in Galizien, im Karpatenvorland. Als Henriette Kretz geboren wird, wohnen in der Stadt ca. 25 000 Juden. Das entspricht etwa einem Drittel der Einwohnerzahl. Nach dem Frieden von Riga (1921) gehört Stanisławów zunächst zur Republik Polen, seit 1962 heißt die Stadt Iwano-Frankiwsk und gehört heute zur Ukraine.

1935

16. März

Das „Gesetz für den Aufbau der Wehrmacht“ regelt die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland. Die Reichswehr wird in „Wehrmacht“ umbenannt. Der Wehrdienst dauert zunächst zwölf Monate, ein Jahr später 24 Monate. Kriegsdienstverweigerern drohen schwere Zuchthausstrafen.

September

Annahme und Verkündung der „**Nürnberger Rassegesetze**“:

Das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ verbietet unter Androhung harter Zuchthausstrafen die Eheschließung sowie den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nichtjuden („Rassenschande“). Diese Verbote werden wenig später auf Afrikaner, Sinti und Roma ausgeweitet. Juden dürfen die Reichsflagge nicht hissen.

Das „Reichsbürgergesetz“ definiert, dass nur „Staatsangehörige deutschen und artverwandten Blutes“ Reichsbürger sein dürfen. Deutsche Juden verlieren dadurch ihre Staatsbürgerschaft, das politische Wahlrecht sowie ausnahmslos das Recht, öffentliche Ämter zu bekleiden. Ab 1941 büßen sie im Falle ihrer Deportation bei Grenzübertritt ihr gesamtes Eigentum und ihr Vermögen ein. Sämtliche Renten- und Versicherungsansprüche gehen auf den Staat über.

Seit 1935 wohnt Henriette Kretz mit ihren Eltern in der Ortschaft Iwaniska, in der Nähe von Opatów, einer Kleinstadt im Südosten Polens, im Heiligkreuzgebirge. Sie verlebt dort zunächst eine relativ unbeschwerte Kindheit: Ihr Vater arbeitet als Arzt, ihre Mutter ist zwar Anwältin, kümmert sich jedoch liebevoll um die Erziehung ihrer Tochter.

1936

7. März

Einmarsch der deutschen Wehrmacht in das entmilitarisierte Rheinland („Unternehmen Winterübung“) unter Bruch des Versailler Vertrages sowie der Bestimmungen des Locarno-Vertrages (Garantie der Westgrenzen).

September

Deutschland erarbeitet einen „Vierjahresplan“ zur Entwicklung seiner Wirtschaft in Vorbereitung auf einen Krieg.

1937

14. März

Die von Papst Pius XI. (1857-1939) gegen die kirchenfeindliche Politik Hitlers verfasste Enzyklika „*Mit brennender Sorge*“ wird in den katholischen Gemeinden des Deutschen Reiches verlesen.

5. November

Hitler erklärt in einer geheimen Besprechung mit hohen Militärs und in Anwesenheit seines Außenministers in Berlin, schon bald Krieg „zur Beschaffung von Lebensraum“ führen zu wollen (Hoßbach-Niederschrift).

8. November

Reichspropagandaminister Joseph Goebbels (1897) eröffnet in der Bibliothek des Deutschen Museums in München die Wanderausstellung „Der ewige Jude“. Sie soll die deutsche Bevölkerung gegen ihre jüdischen Mitbürger aufhetzen.

1938

1. Januar

Jüdischen Bürgern wird das Betreiben von Einzelhandelsgeschäften und Handwerksbetrieben in Deutschland gesetzlich verboten.

5. Januar

Ein „Gesetz über die Änderung von Familien- und Vornamen“ zwingt deutsche Juden dazu, ihren Vor- und Zunamen aus einer begrenzten Anzahl „typisch jüdischer Namen“ zu wählen.

27. Oktober

Das Auswärtige Amt verfügt die „vollständige Ausweisung aller Juden polnischer Staatsangehörigkeit aus Deutschland“. Etwa 17 000 Juden werden zwangsweise nach Polen ausgesiedelt, viele fliehen vor den Nazis nach Osten.

Henriette Kretz beschreibt später in ihren Erinnerungen, wie ihre Eltern diese Flüchtlinge aus Deutschland selbstlos mit Kleiderspenden unterstützt haben.

November

In der Zeit vom 8. bis 13. November finden in Deutschland staatlich organisierte und gelenkte Gewaltmaßnahmen gegen Juden statt, die in der Nacht vom 9. zum 10. November ihren Höhepunkt finden („Reichsgromnacht“). Dabei werden etwa 400 Juden ermordet oder in den Selbstmord getrieben, 1400 Synagogen niedergebrannt sowie zahllose jüdische

Geschäfte und Wohnungen geplündert und verwüstet.

Die „**Reichspogromnacht**“ kennzeichnet als Zäsur den Übergang von der Diskriminierung zur systematischen Verfolgung der Juden in Deutschland: 30 000 Juden werden in der unmittelbaren Folgezeit in die Konzentrationslager verschleppt, misshandelt und ermordet.

12. November

Die „*Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben*“ tritt in Kraft. Sie verbietet Juden, in leitenden Positionen von deutschen Unternehmen und Handwerksbetrieben tätig zu sein und schließt sie aus Genossenschaften aus.

14. November

Jüdischen Schülerinnen und Schülern wird der Besuch deutscher Schulen verweigert.

3. Dezember

„**Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens**“: Die Juden werden gezwungen, ihre Unternehmen und Immobilien sowie ihren Grund und Boden – häufig völlig unter Wert – zu verkaufen und ihre Wertpapiere in eine Devisenbank einzuzahlen. Wenig später müssen sie auch Gold, Edelsteine und Kunstgegenstände bei staatlichen Aufkaufstellen abliefern.

1939

1. Januar

Die „*Zweite Verordnung zur Durchführung des Gesetzes zur Änderung von Vor- und Familiennamen*“ zwingt die Juden, einen zweiten Vornamen zu tragen: jüdische Frauen den Namen „Sarah“, jüdische Männer den Namen „Israel“. Diese Verordnung wird später auch auf Österreich und die sudetendeutschen Gebiete ausgedehnt.

31. Januar

Die Approbationen jüdischer Ärzte, Apotheker und Tiermediziner erlöschen.

28. April

Aufkündigung des Nichtangriffspaktes mit Polen.

30. April

Durch das „*Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden*“ werden Juden in Deutschland genötigt, ihre Wohnungen zu verlassen und in Judenhäuser umzuziehen. Ihr Mieterschutz erlischt. Der Prozess ihrer allmählichen Ghettoisierung wird eingeleitet.

23. August

„**Hitler-Stalin-Pakt**“:

Die Sowjetunion und das Deutsche Reich unterzeichnen einen auf zehn Jahre befristeten Nichtangriffspakt mit einem Geheimen Zusatzprotokoll. Während der Nichtangriffspakt inhaltlich den üblichen Verträgen

mit anderen Staaten gleicht (friedliche Regelung von Streitfällen, wechselseitige Zusicherung von Neutralität im Kriegsfall), teilt das Geheime Zusatzprotokoll Polen, das Baltikum und Bessarabien in sowjetische und deutsche Interessensphären „im Falle einer territorialen Umgestaltung“ auf.

31. August

SS-Männer überfallen, getarnt als polnische Freischärler, die deutsche Radiostation Gleiwitz. Sie liefern Hitler damit den Anlass für einen militärischen Überfall auf Polen am nächsten Morgen.

1. September

Die deutsche Kriegsmarine beschießt die Westerplatte bei Danzig, gleichzeitig dringen deutsche Truppen ohne Kriegserklärung in Polen ein – damit wird der Zweite Weltkrieg in Europa ausgelöst. Beistands- und Garantie-verpflichtungen der Westmächte gegenüber Polen müssen eingelöst werden, sodass Großbritannien und Frankreich dem Deutschen Reich nach Verstreichen der Frist eines Rückzugsultimatums am 3. September den Krieg erklären. Bei Kriegsausbruch versorgt der Vater von Henriette Kretz als Arzt verwundete polnische Soldaten. Einige Zimmer der elterlichen Wohnung in Iwaniska werden kurze Zeit später zu einem behelfsmäßigen Lazarett umfunktioniert.

8. September

Einmarsch deutscher Truppen in Sambór, die sich jedoch aufgrund der Vereinbarungen im Geheimen Zusatzprotokoll zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt am 20. September wieder zurückziehen und den russischen Besatzern das Feld überlassen.

17. September

Einmarsch von Truppen der Roten Armee in Ostpolen unter dem Vorwand des Schutzes von Ukrainern und Weißrussen.

Die Familie von Henriette Kretz entschließt sich zur Flucht vor den herannahenden deutschen Truppen nach dem Osten. Henriette Kretz beschreibt später in ihren Erinnerungen die nächtliche Fahrt der Familie durch das von Polen und Deutschen hart umkämpfte Gebiet um die Stadt Włodawa am Ufer des Flusses Bug. Die Flucht der Familie endet zunächst im russisch besetzten Lwów (Lemberg), wo Henriette Kretz und ihre Eltern bei Verwandten vorläufig Unterschlupf finden. Bald darauf richtet sich die Familie in Sambór ein, etwa 100 km von Lwów entfernt gelegen. Der Vater wird Direktor eines Sanatoriums für tuberkulose- kranke Kinder. Henriette besucht einen Kindergarten und wird mir der Ideologie der russischen Besatzer konfrontiert.

1940

20. Mai

Der erste Häftlingstransport erreicht das Konzentrationslager Auschwitz (Stammlager Auschwitz I), dessen Aufbau bereits Ende März angeordnet worden ist. In der Folgezeit wird Auschwitz zu einem riesigen Lagerkomplex ausgebaut. In diesem werden bis zur Befreiung durch die Rote Armee über 1,1 Mio. Juden, etwa 140 000 Polen, ca. 20 000 Sinti und Roma sowie mehr als 10 000 sowjetische Kriegsgefangene von den Deutschen ermordet.

17. Juni

Die Sowjetunion hat Estland, Litauen und Lettland besetzt und zwingt diese baltischen Staaten in der Folgezeit zum Beitritt.

28. Juni

Die Rote Armee besetzt Bessarabien und die nördliche Bukowina gemäß dem Geheimen Zusatzprotokoll zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt.

2. Oktober

Die deutschen Besatzer ordnen die Ghettoisierung der Warschauer Juden an.

1941

22. Juni

„Unternehmen Barbarossa“:

Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion. Der „Russlandfeldzug“ beginnt, von Wehrmacht

und SS-Verbänden geführt, als ein weltanschaulich-rassistischer Eroberungs- und Vernichtungskrieg. Dieser bezweckt unter anderem die planmäßige Ermordung von Juden und politischen Funktionären der Roten Armee, die Plünderung der natürlichen und wirtschaftlichen Ressourcen des Landes sowie die Versklavung der russischen Bevölkerung.

30. Juni

Einmarsch deutscher Truppen in Lemberg. Unmittelbar vor Eintreffen der Deutschen hatten die russischen Sicherheitsbehörden zahlreiche Ukrainer töten lassen, weil man sie verdächtigte, mit den Deutschen zu sympathisieren. Tatsächlich kollaborierten Ukrainer mit den deutschen Okkupanten, weil sie sich von Hitler die Errichtung einer freien, politisch selbstständigen Ukraine erhofften.

Henriette Kretz berichtet in ihren Lebenserinnerungen unter anderem davon, wie ihr Vater einem jungen ukrainischen Kollegen geholfen hat, sich vor den Russen zu verbergen. Die russischen Ärzte und Schwestern fliehen vor den deutschen Truppen, allein der Vater von Henriette Kretz harrt im Sanatorium aus, um die dort verbliebenen Kinder zu schützen und zu betreuen. Mit der Evakuierung des Sanatoriums verliert er jedoch seine Anstellung als Leiter und arbeitet fortan in einem jüdischen Krankenhaus.

Henriette Kretz wird als Jüdin nicht eingeschult, erhält aber Privatunterricht von einer ursprünglich deutschstämmigen Lehrerin im Austausch gegen medizinische Betreuung durch den Vater.

In Sambór ereignen sich sofort nach dem Einmarsch der Deutschen zahlreiche brutale Übergriffe der Besatzer: Am 31. Juni und am 1. Juli werden mit der Unterstützung von nationalistischen Ukrainern zwischen 50 und 120 Juden aus der Stadt ins örtliche Gefängnis verbracht, dort gefoltert und ermordet.

3. Juli

Im Rahmen einer deutschen Militäraktion, die bis zum 5. Juli andauert, werden in Lwów (Lemberg) 25 polnische Professoren von der SS erschossen. Diese Aktion ist geplant und erfolgt nach vorgefertigten „Schwarzen Listen“. Bei der Menschenjagd helfen den deutschen Besatzern erneut bereitwillig ukrainische Nationalisten.

1. September

Gemäß einer Polizeiverordnung müssen, beginnend mit dem 19. September, alle Juden ab dem sechsten Lebensjahr im Deutschen Reich deutlich sichtbar einen „Judenstern“ an der linken Brustseite ihrer Kleidung tragen. In den besetzten polnischen Gebieten ist diese Kennzeichnungspflicht für Juden – dort durch weiße Armbinden mit Stern – bereits 1939 eingeführt worden.

Henriette Kretz schildert in ihren Lebenserinnerungen, dass die Kennzeichnungspflicht für Juden auch in Lemberg bzw. Sambór gilt. Ihre Eltern vermeiden es seit Einführung der Armbinde mit Stern aus Scham und Furcht vor Übergriffen, das Haus zu verlassen und sich in der Stadt aufzuhalten.

29. September

In der Schlucht von Babi Jar erschießen und verscharren deutsche Sicherheitskräfte (SS, SD) und Soldaten nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Kiew mehr als 33 000 ukrainische Juden.

12. Oktober

„Stanislauer Blutsonntag“:

Mehr als 10 000 Juden werden in der Geburtsstadt von Henriette Kretz von deutschen Polizeikräften und ukrainischen Helfern ermordet, mehrere Tausend in das Vernichtungslager Belzec deportiert.

Auch die Familie von Henriette Kretz ist von diesen verbrecherischen Übergriffen der Besatzer betroffen: Die Wohnung der Eltern wird verwüstet. Drei deutsche Soldaten plündern den Besitz der Familie. Nur durch Bestechung verhindert der Vater eine Verhaftung seiner Frau. Im Winter 1941 muss die Familie ihre Wohnung verlassen und in ein altes Haus umziehen. Immer weniger Menschen sind bereit, Juden bei sich aufzunehmen. Die Familie leidet

unter Hunger und Kälte. Henriettes Vater praktiziert heimlich als Arzt und versorgt die Bauern der umliegenden Dörfer medizinisch im Tausch gegen Lebensmittel.

7. Dezember

Angriff der japanischen Luftstreitkräfte auf die amerikanische Pazifikflotte in der US-Flottenbasis Pearl Harbour auf Hawaii. Diese Militäraktion gilt als ein Wendepunkt des Zweiten Weltkrieges, denn sie provoziert den Kriegseintritt der USA auf Seiten der Alliierten.

11. Dezember

Deutschland und Italien erklären den USA den Krieg.

1942

20. Januar

„Wannseekonferenz“: Unter der Leitung von Reinhard Heydrich (1904-1942) treffen sich hochrangige Regierungsvertreter, Parteifunktionäre sowie leitende Beamte des Reichssicherheitshauptamtes. Es geht konkret um die Organisation der systematischen Deportation und Vernichtung der europäischen Juden. Der euphemistische Begriff *„Endlösung der Judenfrage“* verschleierte den tatsächlichen Massenmord an Millionen von Juden aus allen Teilen Europas.

26. April

Hitler wird oberster Gerichtsherr über das Deutsche Reich, ohne an Recht und Gesetz gebunden zu sein.

4. August

Es ereignen sich weitere brutale Übergriffe auf Juden in Sambór: 100 von ihnen werden in einer ersten Welle der Gewalt umgebracht, einen Monat später werden noch einmal 300 bis 400 Juden im Wald von Bronica erschossen. Außerdem deportieren die Deutschen Anfang August 1942 aus Dohobycz bei Lemberg über 5000 Juden zur Vergasung in das Vernichtungslager Belzec.

19. November

Schlacht bei Stalingrad:

Die „Operation Uranus“ leitet eine Gegenoffensive der Roten Armee ein.

30. November

Auf Anordnung der deutschen Besatzungsbehörden werden alle Juden aus Sambór und Umgebung in *„Judenhäusern“*, später in einem Ghetto zusammengepfercht.

Die Eltern von Henriette Kretz beschließen, ihre Tochter in einem katholischen Waisenhaus zu verstecken. Dessen Leiterin, eine Ordensschwester, ist eine ehemalige Patientin des Vaters. Als angebliches Waisenkind lebt Henriette Kretz unter falschem Namen in dem Heim. Dort erfährt sie jedoch durch die anderen Kinder Beleidigungen und Zurücksetzungen wegen ihrer jüdischen Herkunft. Erst später darf Henriette zu ihren Eltern zurückkehren, in ein Haus, in dem ausschließlich Juden in sehr beengten Verhältnissen leben müssen.

1943**Januar**

Die Alliierten einigen sich auf der Konferenz von Casablanca (14. bis 26. Januar) auf das Kriegsziel „bedingungslose Kapitulation“ der Wehrmacht und gehen die Verpflichtung ein, keinen Separatfrieden mit Deutschland zu schließen.

18. Januar

„**Sportpalastrede**“: Reichspropagandaminister Joseph Goebbels fordert von den Deutschen ein Bekenntnis zum „*totalen Krieg*“.

31. Januar

Kapitulation der Reste der 6. Armee in Stalingrad (Südkessel am 31. Januar, Nordkessel am 2. Februar).

22. Februar

Hinrichtung der Mitglieder der studentischen Widerstandgruppe „Weiße Rose“ (u.a. Geschwister Scholl) wegen ihrer Flugblattaktionen.

27. Februar

Beginn der „Rosenstraßen-Proteste“ gegen die Deportation deutscher Juden aus sogenannten „Mischehen“ in Berlin.

18. April

Deutsche Einsatzkräfte und ukrainische Polizeikräfte erschießen ca. 1 000 Juden aus dem Ghetto Sambór im Rahmen einer „Säuberungsaktion“.

Auch Henriettes Familie wird verhaftet, aber noch einmal gelingt es dem Vater, seine Frau und die gemeinsame Tochter vor dem Tode zu bewahren. Ein ukrainischer Polizeioffizier, den der Vater anspricht, verzichtet darauf, die Familie zu exekutieren und lässt sie laufen.

Um nicht mit den anderen Juden ins Ghetto zu müssen, geben die Eltern ihre Tochter erneut weg: Gegen Zahlung einer hohen Geldsumme gelangt das jüdische Mädchen in die Obhut einer polnischen Familie. Bei einer Razzia wird das achtjährige Kind jedoch verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Wieder gelingt den Eltern, die inzwischen im Ghetto leben müssen, die Rettung ihrer Tochter. Sie bestechen einen Mann, der für die Gestapo arbeitet, und so gelangt Henriette Kretz aus dem Gefängnis zu ihren Eltern ins Ghetto. Dort leidet sie Hunger und lebt in ständiger Angst, mit ihrer Familie in ein Vernichtungslager deportiert und getötet zu werden.

April/Mai

Aufstand im Warschauer Ghetto gegen die Deportation der dort lebenden Juden in die Vernichtungslager wird von SS-Einheiten blutig niedergeschlagen. Von den etwa 750 jüdischen Undergroundkämpfern werden während der fast vierwöchigen Auseinandersetzungen etwa 75% von der SS getötet.

Mai

Henriettes Familie schöpft neue Hoffnung: Sie wird in ein Arbeitslager gebracht. Der Vater und die Mutter dürfen wegen ihrer Deutschkenntnisse für den Lagerkommandanten, einen westfälischen Offizier, als Gärtner bzw. Köchin arbeiten.

4. Juni

Die Liquidierung des Ghettos Sambór beginnt.

Auch die Eltern von Henriette geraten in Gefahr. Ihnen gelingt jedoch die Flucht aus dem Ghetto. Sie verstecken sich und überleben durch die Hilfe eines befreundeten ukrainischen Arztes.

Juli

Schlacht im Kursker Bogen als Großoffensive der Deutschen endet nach verlustreichen Kämpfen faktisch mit einer Niederlage der Wehrmacht.

14. Oktober

Aufstand und Massenflucht von Häftlingen aus dem ukrainischen Vernichtungslager Sobibor.

6. November

Rückeroberung Kiews durch die Rote Armee.

November

Erste Kriegskonferenz der Staatsoberhäupter der Alliierten:
Der amerikanische Präsident Roosevelt (1882-1945), der britische Premier-

minister Churchill (1874-1965) und der sowjetische Staatschef Stalin (1878-1953) koordinieren ihr Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind.

Dezember

Die Situation der Familie im Versteck wird unerträglich. Henriette und ihre Eltern leiden unter Hunger und Kälte. Sie vegetieren in einem feuchten, dunklen Keller und werden immer seltener mit Essen versorgt.

1944

28. Januar

Die Rote Armee befreit Leningrad, das von der deutschen Wehrmacht eingeschlossen worden war.

4. März

Die Frühjahrsoffensive der Roten Armee zwingt die Wehrmacht zum allmählichen Rückzug aus der gesamten Ukraine.

Die Familie schöpft erneut Hoffnung durch die positiven Nachrichten vom Vorrücken der Roten Armee. Die Eltern von Henriette Kretz verkaufen ihren letzten Schmuck, eine goldene Uhr des Vaters, um zu überleben.

6. Juni

Landung der alliierten Truppen in der Normandie – Eröffnung der zweiten Front gegen die Deutschen.

Durch Verrat eines jüdischen Leidensgefährten wird die Familie in ihrem Versteck aufgestöbert und von Sicherheitskräften verhaftet. Während das Mädchen davonläuft, werden ihre Eltern, die sich mutig den Polizisten entgegenwerfen, erschossen. Das flüchtende Mädchen findet nach der Ermordung ihrer Eltern zunächst keinen, der sie dauerhaft aufnimmt.

Nur im Waisenhaus der katholischen Kirche, in dem sie bereits im November 1942 von ihren Eltern versteckt worden war, darf sie sich verbergen. Trotz ihrer Taufe wird Henriette von den anderen Kindern im Heim wegen ihrer Herkunft ausgegrenzt, beleidigt und gedemütigt.

August:

Das Waisenhaus versteckt widerständige Partisanen. Die Ordensschwwestern und ihre Schützlinge überleben den Beschuss ihres Hauses durch deutsche Artillerie, und schließlich wird die Stadt durch die Sowjetarmee befreit. Nur vier Wochen nach dem tragischen Opfertod ihrer Eltern erlebt Henriette Kretz den Einmarsch der Roten Armee in Sambór. Die Ordensschwwestern werden bald darauf angewiesen, das Waisenhaus zu verlassen. Russische Erzieher werden angestellt. Das jüdische Mädchen erlebt auch von diesen Erzieherinnen herzlose Demütigungen aufgrund antisemitischer Vorurteile.

25. September

Hitler ordnet die Bildung des „**Volkssturmes**“ an: „Waffenfähige Männer im Alter zwischen 16 und 60 Jahren“ sollen in aussichtsloser Kriegssituation die sich immer deutlicher abzeichnende militärische Niederlage als „letztes Aufgebot“ abwenden.

2. Oktober

Der Warschauer Aufstand endet mit einer Niederlage der polnischen Heimatarmee und mit der Zerstörung der Stadt.

10. Oktober

Die Rote Armee erreicht in Ostpreußen die Grenze des Deutschen Reiches. Die deutsche Bevölkerung erlebt nun die Rache der Rotarmisten. Viele flüchten in panischer Angst gen Westen.

1945

12. Januar

Weichseloffensive der Roten Armee, Eroberung von Breslau und Frankfurt/O. durch sowjetische Truppen wenige Tage später.

16. Januar

Hitler zieht sich dauerhaft in seinen Bunker an der Reichskanzlei zurück.

27. Januar

Befreiung von Auschwitz durch die Rote Armee

Februar

Konferenz von Jalta: Die Staatsoberhäupter der Alliierten einigen sich auf Grundzüge der europäischen Nachkriegsordnung.

15. Februar

Einrichtung von Standgerichten zur Aburteilung von Zivil- und Militärpersonen in „feindbedrohten Gebieten“ – ermöglicht durch eine Verordnung des deutschen Justizministeriums.

11. April

Selbstbefreiung des KZ Buchenwald kurz vor Eintreffen amerikanischer Streitkräfte.

25. April

Zusammentreffen amerikanischer und russischer Kampfverbände bei Torgau

30. April

Selbstmord Hitlers in seinem Bunker nahe der Neuen Reichskanzlei.

2. Mai

Kapitulation der neuen Reichsregierung unter Admiral Dönitz.

8. Mai

Mit der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht und aller Teilstreitkräfte endet der Zweite Weltkrieg in Europa.

26. Juni

Gründung der Vereinten Nationen (UNO) in San Francisco

6. August

Atombombenabwurf auf Hiroshima

9. August

Atombombenabwurf auf Nagasaki

15. August

Bedingungslose Kapitulation der japanischen Streitkräfte

Nach Kriegsende findet Henriette Kretz in Krakau einen Onkel wieder, der den Holocaust überlebt hat. Obwohl dieser Onkel mit ihr gemeinsam Europa verlassen will, gelangt Henriette Kretz auf dem Weg nach Kuba in den Hafen von Antwerpen. Da es in Belgien bereits wieder intakte jüdische Gemeinden gibt, entschließen sie sich dazu, in Antwerpen zu bleiben und ein neues Leben anzufangen. Sie studiert Kunstgeschichte und wird Französischlehrerin. Diesen Beruf übt sie auch in Israel aus, wo sie von 1956 bis 1969 lebt.

Henriette Kretz ist verheiratet, hat zwei Söhne und drei Enkelkinder.

Als Mitglied des polnischen Vereins „Kinder des Holocaust“ engagiert sich die politisch interessierte Frau, indem sie unter anderem in Schulen mit Kindern und Jugendlichen über ihre Kindheitserlebnisse spricht.



Henriette, ihre Eltern, der Apotheker Kowalczewski (Yurecheks Vater) und das Pferd der Familie, 1938.



1



2



3



4

- 1 Henriettes Vater Mauricy Kretz.
Er wurde 1943 erschossen.
- 2 Henriettes Mutter Elsa Kretz geb. Schöps.
Sie wurde 1943 erschossen.
- 3 Henriettes Großmutter Elka Mund.
Sie wurde erschossen.
- 4 Henriettes Onkel und Tanten.
Alle starben im Vernichtungslager Belzec.



5

- 5 Henriettes Tante Marynia und ihr Mann Bernard Pasternak. Sie nahmen sich, nach dem Tod ihrer einzigen Tochter Irka im Ghetto Lemberg das Leben.

- 6 Irka, ihre Tochter.

- 7 Arthur Anhauch und Lusja Kretz, Cousin und Cousine von Henriette. Beide wurden 1942 erschossen.

- 8 Henriettes Cousine. Sie wurde mit Ihren Eltern ins Vernichtungslager Belzec deportiert.



6



7



8



9



10



11

- 9 Bernard Burg, polnischer Offizier,
Bruder von Henriettes Tante Sabina.
Er starb in Stalingrad.
- 10 Heinrich Kretz Uhlan. 1922 bei der
polnischen Armee.
- 11 Heinrich Kretz und Sabina Kretz (geb. Burg)
sind die einzigen Überlebenden der Familie
und haben Henriette adoptiert.



12

12 Henriette im Alter von 45 Jahren.

13 Das Waisenhaus in Sambór.

14 Henriette mit einer Historikerin vom Franziskanerorden "Familie Marias" im Vatikan. Dieser Orden rettete Henriette das Leben.



13



13



14





16

- 15 Henriettes Wiedersehen mit ihrer Amme Helen.
- 16 Diese Zeichnung entstand, als Henriette 2004 die Orte ihrer Kindheit besuchte.

Nachwort

Seit vielen Jahren macht sich das Maximilian-Kolbe-Werk verdient um die Zeitzeugen-Arbeit an sächsischen Schulen. Bei einer Veranstaltung des Werkes in meiner Heimatstadt Großenhain in Sachsen lernte ich Henriette Kretz kennen, eine zierliche Person, eine aufgeweckte Dame, einen liebenswürdigen Menschen, eine Frau über die Siebzig mit fröhlichen Augen und mädchenhafter Stimme. Sie erzählte von ihren Erfahrungen im Krieg, vom Ghetto und davon, dass sie erleben musste, wie Vater und Mutter in ihrer Gegenwart erschossen wurden. Sie erzählte ohne Gram und ohne Vorwurf, ohne Bitterkeit und ohne Hass. Sie stellte eine Frage, immer wieder eine Frage – als weise gewordene Frau dieselbe Frage, die sie bereits als Mädchen gestellt hatte: Warum behandeln Menschen andere Menschen derart grausam? Woher kommt der Hass? Woher kommt die Unmenschlichkeit?

Viele Monate, nachdem ich Henriette Kretz zum ersten Mal gesehen hatte, bekam ich einen prall gefüllten Brief aus Antwerpen. Ich öffnete ihn und hielt in den Händen ein Manuskript in französischer Sprache. Henriette hatte es mir geschickt. Bei aller Freude, des Französischen nicht mächtig, ich musste es in andere Hände geben. Ich bat Bekannte und Freunde um ihre Einschätzung. Alle meinten, es handelt sich um einen bemerkenswerten Text. Ich ließ ihn übersetzen. Und als ich die Übersetzung las – ich weiß es wie heute, es war ein traumhaft schöner Spätsommertag auf dem Balkon meiner Radebeuler Wohnung –, traten mir die Tränen in die Augen. Ich ließ sie fließen, Minuten lang. Ich fühlte mich ergriffen und begütigt. Ich wusste, dass dieser Text einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte.

Juliane Hille hat ihn ins Deutsche übertragen. Christoph Hille hat ihn verlegt. Romeo Schubert hat seinen literarischen und didaktischen Wert eingeschätzt. Daniel Wendorf und Werner Rellecke haben zur historischen und kartografischen Einordnung beigetragen. Thomas Eichberg hat in Begleitung von Anastasia Kobisch einen kleinen Film produziert. Der Film hilft, die Autorin zu verstehen.

Ja, es geht ums Verstehen und nicht ums Verurteilen.

Ich danke Henriette Kretz von Herzen und wünsche ihrem Buch viele Leserinnen und Leser.

„Willst Du meine Mutter sein?“ Die Frage des Mädchens Henriette, das soeben seine Eltern verloren hat, ist eine Frage an uns alle. Wollen wir füreinander sorgen? Wer den Geist von Henriettes Buch erfasst hat, antwortet: Ja. Ja, wir Menschen wollen füreinander sorgen.

Frank Richter

28. Oktober 2013

Direktor der Sächsischen Landeszentrale
für politische Bildung

Gedanken

beim Lesen der Kindheitserinnerungen von Henriette Kretz

Unter dem Titel „Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten“ veröffentlichte der Aufbau-Verlag Berlin 1995 die Tagebücher des Romanisten Victor Klemperer (1881–1960). Dieser deutsche Intellektuelle jüdischer Herkunft gilt zweifellos als einer der bedeutendsten Chronisten antisemitischer Verbrechen während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.

Marcel Reich-Ranicki (geboren 1920), Deutschlands derzeit wohl einflussreichster Literaturkritiker, schilderte 1999 in seiner Autobiografie „Mein Leben“ unter anderem seine Flucht aus dem Warschauer Ghetto und sein Leben im Untergrund während der deutschen Besatzung in Polen. Am 27. Januar 2012 hielt er vor den Abgeordneten des Deutschen Bundestages zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus eine bewegende Rede als Überlebender des Holocaust.

Die deutsch-israelische Journalistin und Autorin Inge Deutschkron (geboren 1922) beschrieb bereits 1978 in ihrem autobiografischen Werk „Ich trug den gelben Stern“, wie sie als elfjähriges Mädchen von ihrer Mutter erfuhr, dass sie eine Jüdin sei und damit im nationalsozialistischen Deutschland zu einer ausgegrenzten Minderheit gehöre. Am 30. Januar 2013, dem 80. Jahrestag der Übertragung der Regierungsgewalt an die Nationalsozialisten in Deutschland, beschrieb Inge Deutschkron den Mitgliedern des Deutschen Bundestages, wie es ihr gelang, sich in Berlin vor ihren Verfolgern zu verbergen und den antisemitischen Terror zu überleben.

Victor Klemperer, Marcel Reich-Ranicki und Inge Deutschkron verbindet, dass sie nach dem Krieg als Zeitzeugen in Erscheinung traten und dass sie einem breiten Publikum in Deutschland ihre

persönlichen Erlebnisse geschildert haben, um über die Verbrechen der Nationalsozialisten aufzuklären und vor allem junge Menschen dazu anzuregen, sich mit diesem dunklen Kapitel der deutschen Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Nun liegen auch die Kindheitserinnerungen von Henriette Kretz gedruckt vor. Ist diese Edition also nur ein weiteres Buch über das Schicksal einer Zeitzeugin in der NS-Zeit? – Keineswegs! Rein thematisch ordnen sich die Erinnerungen der 1934 als Kind einer jüdischen Familie geborenen Autorin zwar durchaus ein in eine ganze Reihe ähnlicher Publikationen, und auch qualitativ haben die Aufzeichnungen ihren würdigen Platz neben den Tagebüchern Viktor Klemperers oder der Biografie Marcel Reich-Ranickis. Aber darüber hinaus haftet diesen autobiografischen Reminiszenzen in mehrfacher Hinsicht etwas Besonderes an.

Da wären zunächst die Schauplätze der Kindheitserinnerungen zu nennen: der Geburtsort von Henriette Kretz, – die galizische Stadt Stanisławów, im damaligen Polen gelegen, die seit 1962 Iwano-Frankiwsk heißt und heute zur Westukraine gehört, ferner die Stationen der Flucht der jüdischen Familie vor den deutschen Besatzern bis nach Lemberg und Sambor. Diese Städte waren gemäß dem Geheimen Zusatzprotokoll zum Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 – kurz nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges, im Zuge der sowjetischen Besetzung Ostpolens – in die Ukraine eingegliedert worden. Zwar ist der Wert von Zeitzeugenberichten als geschichtliche Quelle von Historikern gerade in jüngerer Vergangenheit aus den unterschiedlichsten Gründen immer wieder bestritten worden, aber die Veränderungen im alltäglichen Zusammenleben von Juden, Polen, Russen und Ukrainern in Galizien unter den Bedingungen unmittelbar vor und während der Besatzung im Zweiten Weltkrieg stellen in der Geschichtsforschung bis heute ein Desideratum dar. Hier könnten die Aufzeichnungen von Henriette Kretz tatsächlich dazu beitragen, Zusammenhänge zu erhellen.

Doch die Qualität dieses Zeitzeugenberichtes erschöpft sich eben nicht nur im Faktischen. Sie erschließt sich uns vor allem auf einer sehr emotionalen und individuellen Ebene, da es sich nämlich bei diesen Erinnerungen um die Rekonstruktion subjektiver Wahrnehmungen eines Kindes handelt. Viktor Klemperer war 54 Jahre alt, als er 1935 aufgrund der nationalsozialistischen Rassegesetze seinen Lehrstuhl als Romanist an der TH Dresden verlor, Marcel Reich-Ranicki erlebte die Hölle des Warschauer Ghettos als immerhin Zwanzigjähriger. Bei Kriegsausbruch war Henriette Kretz aber erst fünf Jahre alt; mit acht Jahren wurde sie als Jüdin in einem Versteck aufgespürt, verhaftet und ins Gefängnis geworfen; sie war neun, als ihre Eltern nach der Festnahme durch deutsche Sicherheitskräfte erschossen wurden: Eine weitere Besonderheit der bewegenden Aufzeichnungen von Henriette Kretz ist somit zweifellos die Perspektive des Kindes, das – zunächst noch staunend und naiv – die Schrecken von Vertreibung und Vernichtung wahrnimmt. Damit können diese episodenhaften Kindheitserinnerungen wohl am ehesten mit dem autobiografischen Buch „Ich trug den gelben Stern“ von Inge Deutschkron oder mit dem noch bekannteren „Tagebuch der Anne Frank“ verglichen werden.

Die Perspektive des unschuldigen Mädchens, das erlebt, wie ihre liebevollen Eltern mehrfach das Leben der Tochter vor dem Zugriff der Deutschen retten, das nicht versteht, warum russische und ukrainische Kinder die Gleichaltrige beschimpfen, anstatt mit ihr zu spielen, erleichtert es vor allem den jugendlichen Lesern, sich in das spannende Geschehen einzufühlen. Dabei verzichtet dieses einzigartige Dokument der Lebenswelt eines jüdischen Kindes völlig auf Belehrungen und Anklagen: Die beklemmenden Erlebnisse der Verfasserin – etwa der Verrat ihres Verstecks durch einen verzweifelten jüdischen Leidensgefährten, die Festnahme der völlig entkräfteten Familie durch die Deutschen oder der dramatische Tod der Eltern, die buchstäblich mit ihren eigenen Körpern die Flucht der Tochter decken – sprechen für sich. Gleiches gilt für die ergreifende

Schilderung des Überlebenskampfes der Autorin nach dem Verlust ihrer Eltern.

Henriette Kretz hat den Holocaust in einem Waisenhaus überlebt, – auch weil Menschen ihr Leben riskiert haben, um dem kleinen Mädchen zu helfen. Dieser Umstand hat der Autorin – nach eigenem Bekenntnis – den Glauben an die Menschlichkeit zurückgegeben. Heute reist die in Antwerpen lebende Frau durch Polen und Deutschland, um vor allem vor jungen Menschen Zeugnis abzulegen über ihre Erlebnisse als jüdisches Mädchen in der Zeit des Nationalsozialismus. Vor dem Hintergrund der traurigen Tatsache, dass Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in Deutschland schon wieder oder immer noch sehr aktuelle Themen sind, kann der unermüdliche Einsatz von Henriette Kretz als Zeitzeugin nicht hoch genug bewertet werden. Nun liegen diese Lebenserinnerungen auch gedruckt vor und zeugen als wichtiges Dokument ihrerseits von der menschlichen Größe und der Kraft ihrer leidgeprüften Verfasserin.

Hinweise für die historisch-politische Bildung

Dass man das Potential von Zeitzeugen auch didaktisch auf vielfältige Weise nutzen kann und muss, darf spätestens seit den siebziger Jahren als bekannt vorausgesetzt werden. Dies hat seinen Niederschlag natürlich auch in den Lehrplänen der einzelnen Bundesländer gefunden: Schülerinnen und Schüler sollen zum Beispiel im Rahmen des Geschichtsunterrichtes nicht nur dazu in der Lage sein, unterschiedliche Zeitzeugendokumente als historische Quellen zu analysieren und inhaltlich für sich zu erschließen, sondern auch Zeitzeugenbefragungen vorzunehmen. Das Zeitzeugeninterview beschreibt in der modernen Geschichtsdidaktik somit sowohl einen Quellentyp als auch eine geschichtswissenschaftliche Methode.

Für die konkrete Arbeit mit den Kindheitserinnerungen von Henriette Kretz im Unterricht ergeben sich gleich mehrere unter-

schiedliche Möglichkeiten und Anknüpfungspunkte, die einander inhaltlich ergänzen:

a) Der Vortrag der Autorin

Seit Jahren schildert Henriette Kretz ihre Kindheitserlebnisse einem breiten Publikum in Polen und Deutschland, sie tritt auch häufig vor Schülerinnen und Schülern auf. Die Autorin besitzt die Gabe, die Kinder und Jugendlichen für die Themen Antisemitismus und Rassismus aufzuschließen, und vermittelt über ihre Lebensgeschichte anschaulich und emotional Wissen zum Alltag eines jüdischen Kindes im besetzten Polen. Besonders Schülerinnen und Schüler, denen es zunehmend schwerer fällt, abstrakte Lehrbuchtexte zu rezipieren, erhalten so ein sehr lebendiges Bild von der Verfolgung und Vernichtung jüdischer Mitmenschen während der Zeit des Nationalsozialismus. Das vermag ihr Unterrichtswissen zu ergänzen, weckt ihre Neugier und provoziert Fragen. Neben den historischen Tatsachen erweist sich dabei vor allem die Perspektive des verfolgten jüdischen Kindes als wertvoll, da sie ein hohes Maß an Empathie zulässt und die Möglichkeit der Identifikation mit dem Opfer bietet.

b) Das Zeitzeugengespräch mit der Autorin

Da sich Henriette Kretz als Referentin selbst immer darum bemüht, mit den Zuhörern ins Gespräch zu kommen, münden ihre Ausführungen nicht selten in Gespräche. Hier erhalten interessierte Schülerinnen und Schüler die Möglichkeit, Fragen zu stellen. Auf diese Weise gewinnen sie einen persönlichen und unmittelbaren Eindruck des erinnerten Geschehens. Das spontane Zeitzeugengespräch kann dabei das im Vortrag Vermittelte ergänzen und vertiefen.

c) Das Zeitzeugeninterview

Da Zeitzeugeninterviews bei den Schülerinnen und Schülern ein fundiertes geschichtliches und politisches Grundlagenwissen

voraussetzen und eine gründliche Vor- und Nachbereitung erfordern, empfiehlt sich hier eine Projektarbeit. Ein Zeitzeugenprojekt bietet in jedem Falle auch ausreichend Möglichkeiten für fachübergreifendes und fächerverbindendes Lernen. Die Formulierung eines geeigneten Fragenkatalogs und die Entscheidung für eine geeignete Form der Protokollierung oder Aufzeichnung erfordern zwar eine Menge Aufwand und Zeit, aber die Vorteile dieser Methoden liegen auf der Hand: Die Schülerinnen und Schüler entwickeln ein hohes Maß an persönlichem Engagement und kommunikativem Geschick. Durch die Aufzeichnung eines Interviews mit Henriette Kretz – zum Beispiel per Mitschrift, Tonbandaufnahme oder Videomitschnitt – schaffen die Schülerinnen und Schüler ihrerseits eine historische Quelle, auf die zu einem späteren Zeitpunkt zurückgegriffen werden kann. Auch auf diese Weise wird das Vermächtnis von Henriette Kretz erfüllt, das Erlebte weiterzuerzählen, damit Antisemitismus, Ausländerfeindlichkeit und Rassenhass in der Gegenwart wirksam bekämpft werden können.

d) Die Arbeit mit den gedruckten Kindheitserinnerungen

Dass die Kindheitserinnerungen von Henriette Kretz jetzt auch in gedruckter Form vorliegen, ist ein Glücksumstand für die pädagogische Arbeit. Die Aufzeichnungen der Autorin vermitteln zunächst erst einmal ein viel umfassenderes Bild des Erlebten, als dies im Rahmen eines zeitlich begrenzten Vortrags oder einer Filmsequenz der Autorin möglich wäre. Damit präzisieren und ergänzen diese schriftlichen Ausführungen das mündlich Geschilderte. Die Schülerinnen und Schüler sind nun dazu in der Lage, die medial unterschiedlich vermittelten Aussagen der Zeitzeugin miteinander zu vergleichen und zu hinterfragen. Die gedruckten Kindheitserinnerungen der Henriette Kretz können als schriftliches Quellenmaterial in unterschiedlicher Weise genutzt werden: Einerseits vermitteln sie Wissen über das Alltagsleben eines jüdischen Kindes in dem von Deutschen okkupierten Galizien; sie schildern das Verhalten

der Verfolger, der Mitläufer und der Verfolgten, – den verzweifelten Überlebenskampf einer jüdischen Familie aus der subjektiven Sicht eines kleinen Mädchens. Ergreifende Situationen (Verfolgung, Flucht, Verhaftung und Ermordung) und die daraus resultierenden Emotionen (Verzweiflung, Angst, Ohnmacht und Einsamkeit) werden für die Schülerinnen und Schüler nachvollziehbar. Es geht also nicht vordergründig um die Vermittlung historischer Daten und Fakten, sondern vor allem um die Erforschung individueller Wahrnehmungen und die Verarbeitung von Geschichte durch die Autorin. Die editierten Kindheitserinnerungen können andererseits auch als Ausgangsmaterial für die Vorbereitung der Schülerinnen und Schüler auf ein Gespräch oder Interview mit Henriette Kretz genutzt werden, denn sie vermitteln wertvolle Informationen über den zeitlichen und räumlichen Hintergrund sowie über das familiäre Umfeld der Zeitzeugin. Gleiches gilt für die Nachbereitung, denn die genannten Informationen können die im Gespräch oder Interview vermittelten Zusammenhänge erhellen und ergänzen.

Henriette Kretz ist bereits als Kind Opfer von Verfolgung, Vertreibung und Gefangenschaft durch die Nationalsozialisten geworden: Die Ermordung ihrer Eltern, die Zerstörung ihrer unmittelbaren Lebenswelt durch den Krieg, aber auch die traumatisierende Erfahrung, dass mit der Beendigung des Krieges die Diskriminierung der Juden noch lange nicht vorbei war, haben die Autorin geprägt. Dass sie daran nicht zerbrach, sondern trotzdem in der Lage ist, ihre Kindheitserlebnisse zu schildern – ohne die Gefühle von Hass und Vergeltung – nötigt ihren Lesern und Zuhörern wohl den größten Respekt ab.

Romeo Schubert



Quellenangabe: Wikipedia/CC-Lizenz/John Nennbach/2011



Musia, eigentlich Henriette Danishewski geb. Kretz (*1934 in Lemberg), entstammt einer jüdischen Familie. Ihr Vater ist Arzt. Beim Einmarsch der Deutschen in Polen 1939 flieht die Familie aus Iwaniska in Mittelpolen nach Lemberg. Doch die Deutschen überfallen 1941 auch die Sowjetunion. Der Überlebenskampf für Henriettes Familie geht weiter und nimmt tragische Wendungen.